

Abonnements-Bedingungen:

Abonnements-Preis: ... Einzelne Nummer 5 Pf. ...

Die Insertions-Gebühr

Beträgt für die festgehaltene Kolonne ...

Vorwärts

Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Redaktion: S.W. 68, Lindenstraße 69.

Montag, den 23. März 1914.

Expedition: S.W. 68, Lindenstraße 69.

Aeh - Dallwitz!

Soll wirklich, was manch hoffnungsvolles Gemüt anfangs für einen schlechten Witz zu halten geneigt war, nüchterne...

Die Junker, Scharfmacher, Verfassungsfeinde, „echten Preußen“ und was alles an trübem Schlamm der Gubern...

Aber das dieser erpreußische Erzjunker gerade nach Elb-Lothringen geschickt wird, die Reichsländer zu striegeln...

Denn das ist die Quelle des wilden Hasses aller Echtpreußen gegen die reichsländische Bevölkerung, daß hier ein Volkstamm lebt...

Das ist die Quelle des wilden Hasses aller Echtpreußen gegen die reichsländische Bevölkerung, daß hier ein Volkstamm lebt...

Ziele... Idealismus in jeder Form ist ihm fremd und lockt ihm ein Lächeln ab.

Aber Vorbeeren ernten wird Herr v. Dallwitz trotzdem oder eben deshalb kaum. Die Erfahrung, die nach 1848 ein anderer und besserer Erzjunker, v. Kleist-Regow...

Daß der innere Anschluß des Elsasses an ein demokratisches Deutschland sich mit Leichtigkeit vollzogen hätte, und daß er überhaupt erst dann völlig sein wird...

Da aber Herr v. Dallwitz mit seiner Person und mehr noch mit seinem System einer der robustesten Hemmköpfe gegen die Entwicklung Deutschlands zur Demokratie ist...

Aber eins ist dabei sicher: mag die eiserne Stirn des Herrn v. Dallwitz noch so hart sein, die Mauer, gegen die er rennt, ist härter.

Wir marschieren.

In glänzender Weise hat die „Rote Woche“ die Festeisen unserer Gegner widerlegt, die Werbekraft der Sozialdemokratie habe ihren Höhepunkt überschritten.

116 599 neue Mitglieder! 68 187 neue Abonnenten!

Das ist das Ergebnis aus 261 Reichstagswahlkreisen. Wenn aus den noch fehlenden Wahlkreisen auch nicht mehr viel zu erwarten ist, das Gesamtergebnis der Roten Woche wird sicher

120 000 Mitglieder und 70 000 Abonnenten

sein. Ein glänzendes Zeugnis der organisatorischen Kraft der Sozialdemokratie, ein neuer Triumph des sozialistischen Gedankens in der Arbeiterklasse!

Fruchtbare Arbeit haben in der Roten Woche auch die Genossen in Groß-Berlin geleistet. Nach dem nun ziemlich vollständig vorliegenden Ergebnis sind 12 571 neue Mitglieder und 8 359 neue Abonnenten für den „Vorwärts“ gemorben worden.

Table with columns: Wahlkreis, Männer, Frauen, Zusammen, Neugewonnene Abonnenten. Rows: Berlin I, II, III, IV, V, VI, Teltow-Beeskow, Niederbarnim, Summa.

Die Agitation in den beiden um Berlin gelegenen Kreisen Niederbarnim und Teltow-Beeskow zeitigte in den einzelnen Bezirken folgendes Resultat:

Table with columns: Orte, Männer, Frauen, Zusammen, Neugewonnene Abonnenten. Rows: Bernau, Buchholz, Erkner, Friedrichsfelde, Friedrichshagen, Lichtenberg, Nieder-Schönhausen, Ober-Schönhausen, Panitzsch, Reinickendorf-Ost, Reinickendorf-West, Rosenthal, Stralau, Tegel, Weissensee, Diverse kleinere Orte, Summa.

Table with columns: Orte, Männer, Frauen, Zusammen, Neugewonnene Abonnenten. Rows: Adlershof, Alt-Glienide, Britz, Charlottenburg, Copenick, Friedenau, Johannisthal, Mariendorf, Marienfelde, Neudamm, Rommelsp., Schöneberg, Steglitz, Teltow, Tempelhof, Trebbin, Treptow, Summa.

Die erfreulich hohe Ziffer der Neugeworbenen zeigt, wie groß noch die Zahl derer ist, die bei intensiver Werbetätigkeit sich um das Banner der Sozialdemokratie scharen.

Geburtenvermehrung ohne Gebärzwang.

Unsere Gegner gefallen sich in der Behauptung, daß alle Sozialpolitik, alle wirtschaftliche und kulturelle Hebung der Volksmasse das Bevölkerungsproblem nicht löse.

Diese These ist sicher die einfachste und angenehmste Lösung der Bevölkerungsfrage für die politischen Sachwalter der kapitalistischen Ausbeutung und für die frommen Männer mit der Devise: Wer Knecht ist, soll Knecht bleiben.

Außerdem aber lassen sich die Massen eben nicht niederhalten. Und in dem Maße, wie die zum Bewußtsein ihrer Lage und zu höheren Kulturansprüchen erwachen, stemmen sie sich dagegen, mehr Kinder zu haben, als sie haben wollen.

Es ist richtig, daß die Kinderzahl heute mit der gehobenen sozialen Stellung abnimmt. Die besser bezahlten Arbeiterschwichten haben weniger Kinder, als die schlechtest bezahlten.

Die geistige Berufsarbeit und der wirtschaftliche Mittelstand schränkt die Kinderzahl im allgemeinen noch mehr ein, als die gehobene Handarbeiterschaft. Die hohen Beamten haben weniger Kinder als die mittleren, diese weniger als die untern. Die Erhebung über die Kinderzahl der Beamten der Reichspost haben das drastisch erwiesen.

Aber, bevor man aus der Tatsache des Abnehmens der Kinderzahl mit der sozialen Stufe des Elternpaars allgemeine bevölkerungspolitische Schlüsse zieht, muß man die Tatsache selbst doch etwas genauer auf ihre Ursachen und veränderlichen Momente hin prüfen.

Warum schränken heute die besserstehenden Schichten ihre Kinderzahl am meisten ein? — Die „wachsende Genußsucht“ ist Schuld daran, erklären gewisse feiste Moralprediger, die für sich selbst keineswegs gemohnt oder geneigt sind, mit einem bescheidenen Quantum Lebensgenuß vorlieb zu nehmen. Natürlich fehlt es nicht an Leuten, die das Kinderkriegen und Kindererziehen als eine mangelnde Störung im Vergnügenreichen der Frühlinge, Sommer, Herbst und Winterjahre betrachten. In welchen Kreisen diese Lebensmänner und Lebensdamen zu finden sind, braucht nicht gesagt zu werden. Meist handelt es sich dabei um physisch oder psychisch degenerierte Exemplare der „besseren“ Gesellschaft. Mögen sie ihre Keimzellen aus der Kette der Generationen ausmerzen! Das ist kein Schaden für den generativen Wertbestand des Ganzen.

Insofern aber jene Moralprediger unter „wachsender Genußsucht“ den von der wirtschaftlichen Entwicklung untroubaren Anspruch auf höhere Persönlichkeitskultur immer weiterer Volkstrennung verstehen, so ist das freilich ein Hauptmotiv der Kinderbeschränkung. Nur daß es bei gesund empfindenden Menschen eine natürliche Grenze dabei gibt. Man will wohl Kinder haben. Nicht nur das normale Weib, auch der Mann hat Verlangen nach Nachkommenschaft und bedarf ihrer zu seiner vollen Lebens- und Glückseligkeit. Was man aber nicht will, ist eine so große Zahl von Kindern, daß unter der Last der Aufzucht das eigene Kultur-dasein erdrückt wird.

Wo das innerlich gewünschte Maß von Nachkommenschaft für die einzelnen Elternpaare heute liegt, wissen wir nicht. Denn sicher ist, daß die „freiwillige“ Geburtenbeschränkung in unzähligen Fällen gar keine freiwillige ist. Tausend und aber tausend Elternpaare möchten gerne mehr Kinder haben, als sie besitzen. Aber sie können sich den „Luxus“ weiterer Kinder nicht leisten, wenn sie in ihrer Lebenshaltung nicht unter das Maß fallen, was sie als Kulturnotwendigkeit für sich empfinden, herabzusenken wollen.

Wie hoch in den Mittelstufen hinauf spielt da der „Nahrungsplatzraum“ im alten, engen Sinne des Wortes eine gewichtige Rolle. Dazu bildet die Kostspieligkeit einer größeren Wohnung in den Städten eine außerordentlich starke Hemmung der Familienvermehrung. Viele Kinder bedeuten enge, überfüllte Wohn- und Schlafräume, Unordnung, Schmutz und Lärm von früh bis spät. Wo bleibt da für den im Beruf abgearbeiteten Mann die Möglichkeit der Erholung in der Stille der Hauslichkeit? Und wo bleibt für die Frau die Möglichkeit, aufzutreten und etwas Kultur in ihr Dasein zu tragen?

Am schlimmsten aber lasten die hohen Ausbildungskosten für die heranwachsende Kinderzahl auf dem Elternpaar, dem die Zukunft seiner Nachkommenschaft nicht gleichgültig ist. Nicht Genußsucht, sondern das gesteigerte sittliche Verantwortungsgesühl für das Schicksal der Nachkommenschaft ist das stärkste Motiv für die Kleinhaltung der Familie in den kulturell gehobenen Schichten.

Man befreite erst einmal diese Zwangshemmungen; man erleichtere den Eltern die finanzielle Last der Aufzucht und Berufsausbildung der Nachkommenschaft — dann erst wird sich zeigen, wo für den einzelnen die Grenze seines Fortpflanzungswillens liegt. Das Maß an Einschränkung, das heute geübt wird, geht zweifellos weit über diese Grenze

hinaus. Gewiß tritt, wie auf allen anderen Gebieten des Lebens, auch auf dem Zentralgebiet der Menschenproduktion mit der kulturellen Entwicklung immer mehr die zielbewusste Selbstbestimmung an Stelle blinden, planlosen Wartens. Daher wirkt schon die Tendenz auf erhöhte Qualität des Nachwuchses auf eine Beschränkung der Quantität. Durch nichts aber ist bewiesen, daß diese Tendenz „mit Naturnotwendigkeit“ so weit gehen müsse, daß die Erhaltung des kulturellen Volksbestandes in Frage gestellt werde. Gesund erzogene, körperlich und seelisch normal empfindende Männer und Frauen werden sich das Kinderzeugen und -gebären so leicht nicht abgewöhnen.

Zu den Hunderttausenden von Eheleuten, die heute aus finanziellen Gründen gegen ihr inneres Wünschen zum Verzicht auf mehr Kinder gezwungen werden, kommen noch Hunderttausende von jungen Leuten, die lieber heute als morgen Kinder zeugen möchten, wenn sie nur in der Lage wären, zu heiraten und eine Familie zu erhalten.

Man denke an das Meer der jungen geistigen Berufsarbeiter, die Jahre und Jahrzehnte hindurch in privaten oder öffentlichen Diensten beschäftigt werden ohne feste Anstellungs- und ausreichende Befoldungsverhältnisse. Sie frequentieren die Prostitution in allen ihren Formen, verfallen zum weitaus größten Teile geschlechtlichen Infektionen und treten erst sehr verspätet, mit mehr oder minder gleichwärtigem Fortpflanzungsvermögen oder willen in die Ehe. Der Geburtenausfall infolge der massenhaften Verbreitung von Geschlechtskrankheiten, die hier ihre vornehmste Quelle haben, wird von Sechsennern auf einige Hunderttausend geschätzt. Professor A. Blaschko nimmt an, daß auf je 100 Ehen 60 Geburtenausfälle infolge von Gonorrhoe und Syphilis kommen. Ueber die Größe des Geburtenausfalles infolge der verspäteten Eheschließung an sich existieren keine Zahlen. Aber daß auch dieser Ausfall nicht gering ist, bedarf keines Beweises.

Weiter denke man an die vielen Zehntausende ehelichtiger und ehewilliger jungen Mädchen, die sich nach Mann und Kindern sehnen ihr ganzes Leben lang, ohne das Ziel ihres Hoffens je zu erreichen! Haben sie das „Glück“, als Lehrerin, Postbeamtin oder sonstwie in öffentlichen Diensten zu stehen, so zwingt ihnen sogar der Staat die Ehe- und Kinderlosigkeit auf bei Strafe der Entlassung. Derselbe Staat, dessen Leiter gegen die Geburtenbeschränkung jähodern und weitem!

Und schließlich stelle man die Millionen Mädchen und Frauen in Rechnung, die genötigt sind, im „freien“ Erwerbsleben mitzuarbeiten, um ihre und ihrer Angehörigen Existenz zu fristen. Die Zahl der Empfängnisse und Geburten, die verhindert werden unter dem harten Zwang, die Erwerbsarbeit nicht zu unterbrechen, ist eine ungeheure. Wie gern möchten zahllose dieser Frauen Kinder oder mehr Kinder haben, wenn sich das nur mit der aufgezwungenen Fronarbeit fürs tägliche Brot vereinigen ließe!

Will der Staat also die Geburtenzahl vermehren, so erleichtere er die Mutterschaft durch ausreichende Schwangeren-, Wöchnerinnen- und Säuglingsfürsorge! Er sorge dafür, daß die Erwerbs- und Arbeitsverhältnisse der Frauen so gestaltet werden, daß Mutterschaften zu Mutterfreuden werden! Seinen eigenen männlichen und weiblichen Angestellten ermögliche er die rechtzeitige Eheschließung. Und die Unterhalts- und Ausbildungskosten für die heranwachsende Generation nehme er auf sich, das heißt er verteilte sie nach dem Einkommen der Staatsbürger, nicht wie heute nach ihrer Kinderzahl!

Die finanzielle Sorge für einen ausreichenden Nachwuchs darf nicht länger als eine individuelle Angelegenheit der Erzeuger betrachtet werden. Das Elternpaar, das körperliche und seelische Werte darstellt, um neuen Menschen Leben, Pflege und Erziehung zu geben, leistet der Gesellschaft einen hohen Dienst. Es ist ein soziales Unrecht, wenn die Gesellschaft es darüber hinaus auch noch eine finanzielle Last tragen

läßt, die über die Quote hinausgeht, die der einzelne nach seinem Einkommen von der allgemeinen Nachwuchslast zu tragen hat.

Statt zu versuchen, denen Kinder aufzuzwingen, die keine haben wollen, sorge man dafür, daß alle, die Kinder haben wollen, sie haben können! — Mit einer solchen Politik der Geburtenvermehrung, unterstützt durch ernsthafte soziale Menschenökonomie, rüde man dem Gespenst des „nationalen Selbstmords“ auf den Leib. Es wird in Nichts zerrinnen!

Politische Uebersicht.

Agrarische Steuersehen.

Die „Lehrzeitung für Ost- und Westpreußen“ brachte kürzlich wieder einmal ein Beispiel agrarischer Steuersehen. Daraufhin forderte die „Ostpreussische Zeitung“ unter Aussetzung einer Prämie von 50 M. Nennung des Namens jenes Agrariers. Das ostpreussische fortschrittliche Parteifunktionariat erbot sich unter Bezugnahme auf die Auslobung folgende Tatsachen mit Angabe von Namen und Ort unter Beweis zu stellen: 1. In einem Orte wird bei der Steuererschätzung den kleinen Besitzern der Gektar Land mit 120 bis 150 M., den Großgrundbesitzern desselben Ortes der mindestens gleichwertige Acker pro Gektar nur mit 38 M. angerechnet. 2. In einem anderen Orte zahlte der Rittergutsbesitzer, der sich wenige Jahre darauf ein schloßartiges Gebäude erbauen ließ, 6 M., der Pfarrer derselben Gemeinde, der mit 10 000 M. sein Leben versichert hatte, 9 M. und der junge Lehrer, der Privatvermögen nicht besaß, 12 M. Steuern. 3. Auch den konservativen Blättern sollte ja aber genügend bekannt sein, daß ein anderer, sehr bekannter Rittergutsbesitzer, der in der Lage war, die umfangreichsten Meliorationsarbeiten auszuführen zu lassen und sich einen Hochzeits-Extrozug zu mieten, eine Zeitlang keinen Pfennig Einkommensteuer bezahlte hat.

Es gibt keine Ruhe.

Der Aufruf des Reichsausschusses der Zentrumspartei hat die Rebellen gegen die Kölner Richtung keineswegs eingeschüchtert. Vier hervorragende Mitglieder der Zentrumspartei im antibismarckischen Saarrevier erlassen diese Erklärung:

„Der Vorsitzende des Wahlkomitees der Zentrumspartei Trier, Herr Rechtsanwalt Stöck, verlangte von uns, daß wir rückhaltlos, ohne jede Einschränkung und ohne jeden Vorbehalt“ den Aufruf des Reichsausschusses der Zentrumspartei anerkennen.

Dieser gibt ihm dieser Aufruf kein Recht. Derselbe läßt den Vorbehalt zu, daß unter „christlich-nationalen Organisationen“ auch die rein katholischen Vereinigungen zu verstehen sind; er schließt auch die Auffassung nicht aus, daß das Zentrum mit den katholischen Grundsätzen nie in Widerspruch treten darf.

Unter diesen Voraussetzungen — aber nicht „rückhaltlos“, ohne jede Einschränkung und ohne jeden Vorbehalt“ — unterschreiben wir den Aufruf des Reichsausschusses.

Trier, 19. März 1914.
(gez.) Stein, Domkapitular, Dr. Katz, Seminarprofessor, Roschel, Pfarrer, Treib, Pfarrer.

Die Erklärung gewinnt an Bedeutung, weil hinter den vier streitbaren Herren der Bischof Korum von Trier steht.

Ohne Zentrumsdienst kein Sterbegeld!

Der katholische Beamtenverein in Köln lud dieser Tage seine Mitglieder unter Ueberreichung des Kassenberichts für das Jahr 1913 zur Generalversammlung ein. Auf der Tagesordnung stand unter 5b als Antrag des Vorstandes: „In Zukunft soll den Mitgliedern, die den Sozial-Anzeiger nicht beziehen,

Was für Sorgen haben.

Lieber Freund, Du hast bisher gemeint, daß Dir als Arbeiter ein ganz besonders gerüttelt und geschüttelt volles Maß von Sorgen beschieden sei. Du bist vielleicht seit langem arbeitslos und Du hast keine Aussicht, in absehbarer Zeit Beschäftigung zu finden. Bei einem anderen ist der Verdienst knapp und will für die Familie nicht hin und nicht her langen. Beim Dritten ist vielleicht Krankheit ins hässliche Heim gekommen und einem Vierten drückt irgend ein anderer Kummer. Gewiß, all das sind Gründe zu Sorgen. Aber sie sind so alltäglich, sie kommen bei soviel Tausenden vor, daß man sie schon als eine Selbstverständlichkeit unserer gottgewollten Gesellschaftsordnung hinnimmt. Der für alle anständigen und fähigen Bürger feststehende Befehl, daß es den Arbeitern gut gehe, bewirkt, daß man sich über die Sorgen der Massen kein Kopfgeld machen darf. Daher kommt es auch, daß in den Spalten bürgerlicher Blätter für solche Sorgen herzlich wenig Raum ist. Höchstens treten sie im Lokalen Teile in einer Notiz von einigen Zeilen über einen Selbstmord aus Nahrungsorgen oder sonst eine Elendstragödie in Erscheinung. Aber viel mehr Raum hat die gutgeleitete Presse, wenn es sich um die gewöhnlichen Wald- und Wiesenorgen des Volks handelt, wenn sich vielmehr schwerer Kummer auf die Herzen höherstehender Mitteleuropäer lastet. Da machen sich die Blätter gern zum Sprachrohr solcher sorgenbeladener Bevölkerungsklassen und Gesellschaftsschichten.

So verbumfeln in diesen Tagen graue Sorgensteier die auch so empfindsamen Gemüter der deutschen Sanitätsbeamten alias Militärärzte, alias Soldatenärzte. Diese höchst ehrenwerte Kunst macht sich nicht etwa Sorgen über die erschreckend hohe Zahl der Soldatenelbstmorde und ihrer physischen und psychischen Ursachen. Auch der von Jahr zu Jahr steigende Bedarf an Abtüncheln in den Reservierkrankenhäusern der Kasernen macht ihnen keine Sorgen. Im Gegenteil, sie sorgen für einen stets zunehmenden Konsum dieses köstlich preussischen Allheilmittels. Auch die so häufig zur Tatsache werdende Möglichkeit, daß sie, die auf die Entlastung von Simulanten eingedrückt sind, an sich einen verführten Keel geraten können, der aus purer Niedertreue nicht simuliert, sondern tatsächlich todschmerzkrank ist, dürfte keine allzu große Sorgenlast für sie sein. Nein, was sie bedrückt und was sie bekümmert ist die — Feldbinde. Sowohl die Feldbinde, die sie um den eigenen medizinischen Gelbeschleib gürteln dürfen. Allerhöchste Gnade hat sie ihnen vor wenigen Wochen verliehen. Sie dürfen sie jetzt ebenso stolz über Wasser und über Mantel schmeißen wie der erste beste General oder Leutnant. Lange hatten die Herren, die im respektlosen Kasinofarzen Pfaffenlasten benannt werden, diese kriegerische Zier entbehren müssen. Und mancher Stoffkäufer über diese Kasinofarbe ihrer kriegerischen Ausrüstung ist früher schon laut geworden. Jetzt hat der oberste Kriegsherr diesen Schmerz zu lindern gesucht, aber unsere Kommissaristen sind noch nicht zufrieden. Sie sorgen

und grämen sich darüber, daß ihre Feldbinde golden, während die des Offizierkorps silberne ist. Im gewöhnlichen Leben ziehen auch die Aesklapajunger ein goldenes Zwanzigmarkstück einem simplen silbernen Zwanzigmarkstück vor. Aber bei der Feldbinde ist die Bewertung des weißen und gelben Edelmetalls gerade umgekehrt.

In einer langen Zuschrift an das „Berliner Tageblatt“ macht ein Angehöriger der militärischen Doktoranz seinem sorgenbeladenen Herzen über die Feldbinde Luft. „Durch die den Sanitätsbeamten verliehene Feldbinde wird die Gleichberechtigung der Sanitätsbeamten mit dem Offizierkorps keineswegs zum Ausdruck gebracht“, heißt es da. Und nun folgt eine lange Abhandlung über die Art, die Farbengestaltung und Konstruktion der Feldbinde. Es ist eine schwierige und komplizierte Wissenschaft, diese Feldbindenkunde, von der sich der simple Laienverstand keine Vorstellung machen kann. Sie ist nicht zu verstehen ohne genaue Kenntnis der Epaulettentunde beim Landheer und in der Marine. Der militärische Mediziner des „Berliner Tageblatts“ weist darauf hin, daß die Marineingenieure die gleiche Schärpe wie die Marineoffiziere tragen dürfen und fragt dann sorgenvoll: „Was würden die Sanitätsbeamten der Marine heute empfinden, wenn sie abweichend eine goldene Binde erhielten?“ Ja, der Seelenkammer der armen Kriegsschiffdoktors ist gar nicht ausgedenken. Bei solchen Sorgen kann die Sorge um die Patienten in Lazarett und Revierstube gar nicht aufkommen. Das kummerbeladene Herz des Soldaten doktors macht sich dann noch in folgendem Schmerzensruf Luft: „Nicht tragen nun die preussischen Sanitätsbeamten als besondere Auszeichnung eine goldene Binde mit Schwarz, das heißt in den österreichischen Nationalfarben.“ Schaudernd, höchst schauernd!

In seinem Gram nimmt sich der Soldaten doktor auch der Feldbinde an, denen gleichfalls schweres Unrecht geschehen ist, nämlich der königlich preussischen Pferd doktors. Die Herren müssen es sich gefallen lassen, daß sie, die im Subalternverhältnis genau die Achselstücke wie die der Offiziere tragen, vom Oberstabsveterinär auswärts aber die Achselstücke der Oberstabsärzte, das heißt mit eingeflegter schwarzer Schärpe, tragen müssen. Sämtliche Bundesstaaten dagegen gaben allen Veterinär-offizieren die farbige Schärpe in den Nationalfarben in den gewöhnlichen Offizierachselstücken.“ Unter dem Druck einer solchen himmelschreienden Ungerechtigkeit müssen die königlich preussischen Pferd doktors tagtäglich sich lahme Köpfe vorziehen lassen, Pferdewäuler und Pferdchafe untersuchen und schwierige Konsultationen anordnen!

Und da wagt man noch die Schlagfertigkeit unserer Armee zu rühmen. Da wagt man zu behaupten, daß der Sanitätsdienst für Mann und Pferd aufs beste geregelt sei. Angesichts einer solchen Feldbinde- und Achselstück-Misere!

Ja, siehst du, dummer Arbeiter, das sind Sorgen, gegen die die deinen den bürgerlichen Herrschaften, die ihre Söhne Sanitäts- oder Veterinär-offiziere werden lassen können, lächerlich gering erscheinen.

Auch die arbeitenden und erwerbstätigen Frauen bilden sich ein, Sorgen zu haben. Die, die da in häßlichen und dunstigen Fabriksälen und Werkstätten stehen, die da den ganzen Tag und oft auch die halbe Nacht die Nähmaschine treiben, die an der Schreibmaschine, am Telephon oder hinter dem Verkaufstisch ihre Kräfte zusehen und die vielen, die sich im zermürbenden Kleinkram der Hauswirtschaft aufreiben. Aber was sind das für Sorgen gegen die Sorgen der Frauen, die sich — ein Keilspieß leisten können. Schweres Herzgeld ist über diese Kerntzen der Armen gekommen. Man höre nur: die Zeitungen brachten dieser Tage die niederschmetternde Kunde, daß der Kaiser sich gegen den Herrenreißer der Damen ausgesprochen habe. Wer da weiß, wie gerade die Herrschaften, die dem Keilspieß halbdigen können, in verzückter Verehrung zu jenen steilen Höhen aufblicken, wo Fürsten stehen, der kann die niederschmetternde Wirkung dieser Nachricht verstehen.

Auch hier war sofort eine Zeitung bereit, den Sorgen der bedrückten Amazonen ihre Spalten zu öffnen. Eine Zeitung, die für die Not der Heimarbeiterinnen und die Schmerzen der berufstätigen Frauen kaum eine Zeile übrig hat. In der „A. Z. am Mittwoch“ wird eine kühne Lanze für den Herrenreißer der Damen gebrochen trotz des kaiserlichen Mißfallens, an das man bei seinem Interesse für den Keilspieß nicht recht glauben kann. Jeder Keilspießmann wird sich über diese moderne Erfindung (1) aus allen möglichen Gesichtspunkten heraus freuen, und nur Leute, die ein Droschkenpferd nicht von einem Rennpferd unterscheiden können, werden präde Einwendungen dagegen machen“, heißt es da. Und noch eine ganze Reihe Argumente gibt es da, die den Herrenreißer der Damen als herrlichstes, unveräußerlichstes Menschenrecht proklamieren; ein Recht, viel wichtiger als die politischen Rechte, für die die überspannten Proletarierweiber sich an ihrem Frauentage und in der roten Woche ins Zeug gelagert haben. Denn für den Herrenreißer haben „die Schneider die Kleiderstoffe in einwandfreier Weise gelöst“, außerdem ist er „für die Mädchen und Frauen der Gesundheit zuträglich“, das haben eine ganze Reihe von Ärzten schon des Öfteren ausgesprochen. Aber auch vom reitportischen Standpunkt aus ist die Bekleidung der Damen von der Gabel sehr zu begrüßen.“ Auch sind die Damen im Herrenreißer nicht so abhängig vom Keilspieß und Stallmeister.

Diesen und noch anderen Argumenten wird sich kein mißliebender Mensch verschließen können. Aber solange das kaiserliche Mißfallen nicht demontiert ist, werden die Damen nur mit sorgenschwerem Herzen in den Herrenreißer steigen. Wie kann man denn riskieren, die Keilspieße des Tiergartens in heiterem Seelenfrieden entlang zu galoppieren, wenn man damit rechnen muß, bei einer sonst so erleuchteten Begegnung mit S. M. mit mißbilligenden Blicken aus den allerhöchsten Strahlengaugen bedacht zu werden? Von diesen Sorgen, unter deren Last die Damen aus dem Willen des Groß-Berliner Bestens ihre getadeten oder krummen Beine über einen Pferderrücken hängen, hat das Proletenweib, das in aller Seelenruhe seine Nähmaschine trampelt, keine Ahnung. Ernst.

Seine Sterbunterstützung gewährt werden." Am Schluss des Jahresberichts heißt es dann noch: „So wird ein jeder sehen, wie im katholischen Beamtenverein gearbeitet wird. Es geschieht alles mit großer Freude im Dienste der katholischen Beamten, es soll weiter gehen für Kreuz und Krone, zum Segen der Kirche und des Vaterlandes.“ Der Antrag ist in der Generalversammlung denn auch angenommen worden.

Der „Lokal-Anzeiger“ ist das im Verlage von J. P. Bachem erscheinende kölnische Zentralblatt und wird längst von der Geistlichkeit als der unerlässliche Anzeiger zur Selbstheil angepriesen. Nun wird der Abonnementschein auch zum klingenden Trost für die Hinterbliebenen der katholischen Beamten. Es ist kein Heil, denn bei J. P. Bachem!

Ein konservativer Richter.

Während der Reichstagswahlkampagne 1912 widerfuhr in fürmischer Nacht dem Automobil des liberalen Reichstagsabgeordneten Dr. Neumann-Hofer Unheil: nach einer politischen Versammlung in einem ländlichen Bezirk wurde der Führer des mit 4 Personen besetzten Automobils in der Dunkelheit eine Hand voll Drecks ins Gesicht geworfen, so daß er die Gewalt über die Führung verlor und der Strafwagen in den Straßengraben sauste. Erheblich verletzt wurde aber niemand. Es stellte sich heraus, daß ein konservativer Partigänger die Liebenswürdigkeit begangen hatte, er wollte allerdings nicht absichtlich gehandelt haben. 300 M. Geldstrafe wegen groben Unfugs waren für ihn die Folge.

Das Schöffengericht in Lemgo verhandelte die Sache in erster Instanz. Als Zeugen traten Neumann-Hofer und der Redakteur der „Ripp-Landzeitung“ auf; Vorsitzender des Gerichts war Amtsrichter Täsche, der als konservativer Agitator am Wahlkampfe teilgenommen hatte. In der Urteilsbegründung erlaubte er sich einen merkwürdigen Ausfall gegen die Zeugen. Es heißt da:

„Das ist alles (nämlich nach Ansicht des Gerichts sehr wenig), was... von dem mit großem Geschrei unter leichtfertigen Vermutungen in die linksstehende Presse hinein lanciert ist, hineingebracht aus der unmittelbaren Nähe der Zeugen Täsche und Neumann-Hofer, um auch hier für sich und seine Zwecke Sensation zu erregen, ein nicht unvollkommenes Mittel namentlich zu politischer Klammerei unter Erzeugung der verabschiedenen Volkskreise und Verunsicherungen gegeneinander. Alles, was dabei über politisches Astenat, verbrecherischen Anschlag auf politische Gegner, konservativ-bürokratischen Fanatismus und sonst an Schlagworten oder in den Zeitungen entsprechender Qualität verbreitet ist, gehört in das Reich der Erfindungen... Man erblickt daraus, mit welcher Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit sogenannte Zeitungen Wahrheit zuwege gebracht wird.“

Die liberalen Herren, die also angesprochen waren, ließen sich das nicht gefallen, sie kritisierten den konservativen Amtsrichter scharf, hatten aber nur den Erfolg, daß sie wegen formaler Beleidigung zu 1000 M. Geldstrafe verurteilt wurden. Die Strafkammer erkannte allerdings an, daß Amtsrichter Täsche über seine Befugnisse hinausgegangen sei.

Rechtsträgliche haben sich nun auch andere Berichte mit der Sache befaßt, und es ist dabei sehr interessant, zu bemerken, daß ein Leipziger Schöffengericht dem konservativen Amtsrichter Täsche ausdrücklich bekräftigt hat, er habe, wenn auch unbewußt, unter dem Einfluß seiner politischen Gesinnung gestanden. Amtsrichter Täsche hatte nicht nur gegen den beteiligten liberalen Redakteur Strafantrag gestellt, sondern gegen alle Zeitungen, die damals sein Verhalten kritisierten hatten.

Am Freitag wurde die Angelegenheit auch im lippschen Landtage von neuem zur Sprache gebracht. Von liberaler Seite bezog man sich auf die Urteile des Reichsgerichts und des Leipziger Schöffengerichts — auch das hat inzwischen Rechtskraft erlangt — und verlangte, daß dem politischen Amtsrichter wegen seiner Verfehlung vom Staatsminister energisch der Ferkel gelesen werde. Nach den Erklärungen des Staatsministeriums hat das gegen Täsche eingeleitete Disziplinarverfahren ergeben, daß er seine Befugnisse überschritten habe. Zu seinen Gunsten sei jedoch auch wieder angenommen worden, daß er von der Rechtmäßigkeit seines Verhaltens überzeugt gewesen sei.

Sehr schön! Immerhin besteht die Tatsache, daß ein deutscher Gerichtshof in einem Falle einmal ausdrücklich bekräftigt hat, daß ein Richter in seinen amtlichen Handlungen seiner politischen Gesinnung unterlegen gewesen sei. Unbewußt selbstverständlich, — wer wird so frivol sein, etwas anderes anzunehmen! Die Sozialdemokratie empfindet es bekanntlich am eigenen Leibe, daß derartige und krasser Fälle unbewußter politischer Justiz nicht so selten sind, wie harmlose Leute glauben möchten.

Ein Gradmesser preussischer Kultur.

Im Jahre 1912 sind nach der „Deutschen Juristenzeitung“ in Preußen 17 Personen hingerichtet gegen 19 im Jahre 1911, 22 im Jahre 1910, 19 im Jahre 1909, 10 im Jahre 1908, 15 im Jahre 1907, 18 im Jahre 1906, 7 im Jahre 1905, 21 im Jahre 1904 und 18 im Durchschnitt der letzten zehn Jahre. Unter den Hingerichteten befanden sich 15 (im Jahre 1911 17) männliche und 2 (2) weibliche Personen..

Wieder ein Zwischenfall an der russischen Grenze.

Ein russischer Schmuggler, der bei Myslowitz die deutsche Grenze überschritten hatte, wurde, als er bereits auf deutsches Gebiet gelangt war, von den russischen Grenzsoldaten erschossen. Die preussische Behörde hat die Angelegenheit den russischen Behörden mitgeteilt und die Verhaftung der Grenzsoldaten verlangt. Aus diesem Verlangen wird selbstverständlich nichts werden. Solche Vorfälle, daß russische Grenzsoldaten auf deutsches Gebiet herüberschießen und dabei auch schon deutsche Reichsangehörige erschossen haben, sind keineswegs eine Seltenheit; man hat aber bisher nie davon gehört, daß die Täter jemals bestraft worden wären. Denn Rußland gegenüber bleibt es immer nur bei den unterirdischen Vorstellungen.

Die Rochette-Kommission.

Paris, 22. März. Am Schluß der gestrigen Sitzung wurden der frühere Minister Ronis und der Oberstaatsanwalt Fabre, deren Aussagen an verschiedenen Punkten auseinandergehen, einander gegenübergestellt. Der Vorsitzende Jaurès fragte Ronis, ob er Fabre einen ausdrücklichen Befehl gegeben habe, die Verfolgung der Sache zu verlangen. Ronis erinnerte daran, er habe bereits angegeben, daß er bei der Ausherrung seines Wunsches nach Verfolgung der Sache hinzugefügt habe, daß vor allen Dingen das Vergehensverfahren sichergestellt und der Rechtspflege keine Hindernisse bereitet werden sollten. Demgegenüber hielt Fabre seine Behauptung aufrecht, daß er einen ausdrücklichen Befehl erhalten habe. Ronis erwiderte, er habe keinen gegeben. Fabre fügte hinzu, er habe Ronis während ihrer Unterredung inständig gebeten, die Sache ihren Lauf nehmen zu lassen; Ronis habe aber erwidert, die Verfolgung müsse verhängt werden, da Gaillaux es so wolle. Der Ausschuss beschäftigte sich weiter mit dem telephonischen Anruf, durch welchen Fabre drei Tage später an Ronis' Wunsch erinnert und aufgefordert worden sei, ihn dem Gerichtspräsidenten mitzuteilen. Ronis

erklärte, er habe mit diesem telephonischen Anruf nichts zu tun gehabt, und Fabre sagte aus, daß er allerdings die Stimme nicht als diejenige Ronis' erkannt habe. Ronis bemerkte zum Schluß, er habe für solche Anschuldigungen nur Verachtung; er habe sein Leben lang den reinsten und einfachsten Lebenswandel geführt und sich nichts vorzuzwerfen.

Ein neuer Generalstreik?

Rom, 20. März. (Fig. Ver.) Das Agitationskomitee der Arbeiterkammer, das den Streik gegen die Mißstände im Hospitalwesen geleitet hat, wird zu spät gewahrt, daß man sich auf die Versprechungen der Regierung nicht verlassen kann. Es war versprochen worden, an Stelle des geschlossenen Hospitals eine Unfallkation mit 20 Betten zu errichten. Aus den 20 Betten sind in der Praxis 3 geworden. Weiter hat der königliche Kommissär wieder 5 Krankenwärter entlassen, betweigert weiter die Aufnahme von Kranken ohne Arzemschein und schickte sich an, am 31. März das Hospital der Trinita dei Pellegrini zu schließen. Als ob es mit diesen Provokationen noch nicht genug wäre, hat der Minister Giolitti nach seinem Rücktritt die Vollmacht des verabschiedeten Kommissärs Gajeri um ein weiteres Vierteljahr verlängert. Das hat nun dem Haß den Boden ausgehoben und das Agitationskomitee überzeugt, daß man einen zweiten Generalstreik organisieren muß, der eine Hauptforderung durchsetzen soll: die Entziehung des Kommissärs Gajeri. Diese Agitation wird in kürzester Zeit beginnen, falls nicht der neue Minister des Innern es vorzieht, der Bevölkerung Rom's ihr Recht werden zu lassen, ohne daß sie es gewaltsam erzwingen muß.

Aus Groß-Berlin.

Das Gnadenfest der „alten Leute“.

Wenn den Opfern des wertvollen Schaffens, den Veteranen der Arbeit, in höheren Altersstufen jede Möglichkeit genommen ist, sich aus eigener Kraft oder von der mageren Gnade almosengebender Verwandten durch das Leben zu schlagen, jendet die Stadt Berlin sie ins Spittel. Man ist einer, der in jüngeren Jahren, als noch die schwielige Faust kräftig den Hammer schwing, kühne Luftschlöffer baute, hat sich dieses Gnade nicht träumen lassen. Alte Frauen, deren Sinnen und Trachten nach einem glücklichen Lebensabend im Familienkreise ging, müssen sich bitter erinnern an das wahre Wort, daß eine Mutter zehn Kinder tren besorgt, aber oft zehn Kinder eine Mutter nicht ernähren können. Wo oft vielleicht der beste Wille besteht, ist es nicht möglich, noch für andere zu sorgen, weil das moderne Leben und die staupolitische der Höhenmenschden unserer Zeit Anforderungen stellt, daß der einzelne gerade mit sich selbst genug zu tun hat. So sind die alten Leute froh, mit ihrem vom Menschenleand zermürbten Knochen im Kuhl des Siechtums für eine Gnadenfrist untertauchen zu können. Sie müssen manchen Wittig unkonst tun, ehe sich ihnen das letzte Heim auf Erden öffnet, und betrachten es geradezu als eine Vergünstigung, auf städtische Kosten versorgt zu werden.

In das eintönige Leben der Siechenhäuser leuchtete früher die Freude nur selten. Nur die offizielle Besuchsstunde brachte einige Abwechslung. Erst die neuere Zeit hat den humanen Gedanken ausgelöst, daß auch die Anjassen der Siechenhäuser vom langsam Abwärts nehmenden Leben noch etwas mehr verlangen dürfen, als ein Lager und Speise und Trank. In den steifen, arbeitsunfähigen Gliedern lebt oft noch ein ungemein roter Geist, der sich ohnmächtig aufbäumt gegen die Ungunst des Schicksals, gegen die Verdammung zum Vegetieren. Sind auch viele der „alten Leute“ wie lebendige Leichen zu jahrelangem Siechtum in den Betten verurteilt, bis der Tod sie erlöst, so nehmen andere an dem Treiben der Außenwelt teil, indem sie sich auf die eigene bescheidene Art des Alters und machen mit fast jugendlicher Begeisterung die wenigen festlichen Gelegenheiten mit, die ihnen das streng geregelte Anstaltsleben fürstlich bietet.

Die Ankündigung des Anstaltsfestes ruft auf allen Stationen eine kleine Aufregung hervor. Man weiß ja, was bevorsteht, aber man ist neugierig, was „gegeben“ wird. Ein Ball... ah nein, das ist für die alten klavieren keine nichts mehr. Die Deutschen im Silberhaar lieben die beschauliche Ruhe, haben selbst für den neumodischen Tangorummel kein Interesse. Gute Musik und andere künstlerische Darbietungen, eine kleine Theateraufführung mit Gesang oder ein Lichtbildvortrag, das ist eher noch ihrem Geschmack. Avar sind die ausübenden Künstler meist nur von der dritten und vierten Garnitur. Leider stellen sich bessere Kräfte für diesen guten Zweck unter Ausschluß der Deffentlichkeit höchst selten zur Verfügung. Aber das tut der Freude keinen Abbruch. Im sorgfältig gepuhter Kleidung, viele an Stöcken und Krücken, trüppeln die alten Leute, gebräunlicher als sonst, in den Festsaal, verfolgen die Vorstellung mit gespannter Aufmerksamkeit und klatschen so lebhaft Beifall, als wären sie noch ein Vierteljahrhundert jünger. Sell und licht ist es wieder für einige Zeit in den einvertrauten Seelen der Alten geworden. Sie haben wieder mal etwas gesehen und gehört von dem Leben, das sich da draußen in der unruhigen Welt ohne sie abspielt, jenes Leben, nach dem sie sich kaum mehr zurücksehnen, weil es sie verstoßen hat. Andererseits lassen sich die Weltläufigen, soweit sie noch nicht in geistiges Siechtum verfallen sind, von den Schönheiten des Anstaltsfestes erzählen. Sie müßten auch auf diese kleine, letzte Freude verzichten... Ruinen des Lebens.

Einweihung der königlichen Bibliothek.

Mit dem blühenden köstlichen Brumke ist am Sonntag mittag in Gegenwart des Kaisers der mit einem Kostenaufwande von 25 Millionen Mark errichtete Neubau der königlichen Akademie der Wissenschaften und der königlichen Bibliothek eingeweiht worden, nachdem vor einigen Tagen schon eine „Probeweiheung“ vorgenommen worden war. Kaiser Wilhelm II. sprach Minister Trost zu Satz und Professor Sarnad. In allen Reden wurde hervorzuheben, daß Preußens Könige stets die eifrigsten Förderer der Wissenschaften gewesen seien. Wie bei solchen Gelegenheiten üblich, wurden im Anschluß an die Einweihung zahlreiche Reden mit Orden und Auszeichnungen bedacht; u. a. wurde dem Professor Sarnad der erblische Adel verliehen.

Der Sprung durchs Fenster.

Kurz vor seiner Ueberführung nach dem Moabitser Kriminalgericht ist aus dem Oranienburger Gefängnis der an einer Reihe schwerer Einbrüche in den nördlichen Vororten beteiligte Einbrecher Steinicke aus Pankow entflohen.

Gegen Steinicke und seine Genossen, auf deren Konto auch ein Einbruch in das Hohen-Neuendorfer Gemeindefeuerhaus fällt, sollte am kommenden Mittwoch in Moabit verhandelt werden. Als der Flüchtling im Oranienburger Gefängnis unter Bewachung den Flur im ersten Stockwerk entlangschritt, um nach Berlin übergeführt zu werden, gelang es ihm in einem günstigen Augenblick durch die Scheibe eines nicht vergitterten Fensters hindurchzuspringen. Der Flüchtling landete auf einem tiefer liegenden Schuppen und floh von dort weiter. Trotz sofortiger Verfolgung mit Hilfe eines Spürhundes war es nicht möglich, seinen habhaft zu werden.

Stante Knöpfe.

Es war in der Mitternachtsstunde in einer der letzten Januar-nächte, als ich die lange Chaussee, welche Berlin mit einem seiner Vororte verbindet, mit meinem Rad auf dem Bürgersteig entlang fuhr, um meine Reifen zu schonen. Oft genug hatte ich am Tage das gleiche von anderen gesehen und vermutete alles andere, nur nicht die heilige Hermandad in der einjamen Heide, als vor meiner Leuchtkeule ein dunkler Schatten auftauchte und „Halt!“ donnerte!

Im Licht einer Gaslaternen wurden meine Personalien notiert, wobei ich in der Tornische ein Wesen weiblichen Geschlechts sah, das wahrscheinlich die Ursache bildete, daß um diese Zeit bei 10 Grad Kälte ein Gendarm nach auf dem Posten war.

Nicht Wochen später, an einem sonnigen Vorfrühlingstag — die üblichen 3,30 M. hatte ich trotz langer Arbeitslosigkeit beinahe verschmerzt — fuhr ich wieder einmal hinaus, und vor mir an einem Bahnübergang überholte ich „meinen Gendarm“. — Auch rad-fahrend. Ohne alle Hintergedanken sagte ich mir: „Aha, zum Dienst“. Man ist schließlich auch Mensch, und trotz des miserablen Pfalters versuchte ich ein freundliches Gesicht!

Plötzlich, einige hundert Meter weiter, mitten auf dem Fußweg, so recht breitpurig, die Altkassette am Rade, ein Kommunalbeamter, und nun wurde mein Gesicht noch freundlicher.

Mein Rad an die Vorderseite des Fußweges steuernd blide ich zurück, um die Feststellung des „Kollegen“ mit anzusehen. Schadenfreude ist zwar keine Tugend, aber verzeihlich. Beide waren sich näher gekommen, der Hüter von Recht und Ordnung bog nach rechts, dann eine kollegiale Begrüßung. Nun tippte ich mir mit dem Finger ebenfals an die Stirn. Hatte ich kummer Keel wirklich geglaubt, vor dem Gesetz seien „alle gleich“! Während ich meinen Gedanken nachhing, kam ich zu der Ueberzeugung, daß für die Proleten das Studerpflaster gerade recht sei!

Unter Kohlenmassen begraben.

Ein schwerer Unglücksfall hat sich am Sonnabendabend in der Städtischen Gasanstalt zu Legel zugetragen. Gegen 11 Uhr abends war der Arbeiter Wilhelm Manns aus Vorkingwalde damit beschäftigt, aus einem Kran Kohlen auf eine Lokom abzuladen. Infolge eines Fehltrittes glitt er ab, fiel in den Waggon und wurde von den Kohlen begraben. Als man den Unfall bemerkte, war es bereits zu spät. Manns konnte nur noch als Leiche geborgen werden.

Die Gemeindevahlen in den Vororten.

Die Gemeindevotretterwahlen in Tempelhof brachten uns am Sonntag in drei Bezirken vollen Erfolg, während in einem Bezirk der sozialdemokratische Kandidat mit einem liberalen Kandidaten in Stichwahl steht.

Im 1. Bezirk entsfielen die Sozialdemokratie 235, auf den Liberalen 97 und auf einen Kandidaten der Gewerbetreibenden 52 Stimmen. Es hat somit Stichwahl zwischen dem sozialdemokratischen und dem liberalen Kandidaten stattzufinden. Im zweiten Bezirk erhielt unser Kandidat 309 Stimmen, während auf den Kandidaten des bürgerlichen Wismasches nur 108 Stimmen entfielen; 8 Stimmen waren zerpfittet. Gewählt ist Gen. B u r g e m e i s t e r. Im 3. Bezirk erhielt unser Kandidat 480, der Bürgerliche 235 Stimmen. Zerpfittet waren 2 Stimmen. Genosse K u h n a u ist somit gewählt. Im 4. Bezirk wurde unser Genosse S w a l d, der 209 Stimmen auf sich vereinigte, gegen den Bürgerlichen, der es auf 185 Stimmen brachte, gewählt.

Eifriges Bestreben unserer Genossen muß es sein, in der Stichwahl, deren Termin noch bekanntgegeben wird, auch im ersten Bezirk unserem Kandidaten zum Siege zu verhelfen.

Gemeindevahl

findet heute, Montag, nachmittags von 3 bis 8 Uhr in Reiniendorf-Ost und -West statt. Der erste Bezirk wählt wieder in der Turnhalle der 2. Gemeindevschule, Auguste-Viktoria-Allee 95/96. Kandidat ist Genosse S e i n e r i c h S c h u l z e. An der Wahl können auch diejenigen teilnehmen, die gestern nicht gewählt haben.

Der zweite Bezirk (Reiniendorf-Mitte und Schweißerviertel) wählt im Restaurant S a d a u, Residenzstr. 124. Kandidat ist der Genosse P a u l S e l k e.

Letzte Nachrichten.

Der mysteriöse Rockette.

Paris, 22. März. Die von dem Deputierten und Mitgliede des Rockette-Ausschusses Maurice Barré heute geäußerte Vermutung, daß die geheimnisvolle Persönlichkeit, welche dem Advokaten Vernard die Bewilligung des Prozeßaufschubs als geschickt bezeichnete, niemand anders als Rockette gewesen sei, wird von den oppositionellen Blättern als unzweifelhaft richtig bezeichnet. Dieselben Blätter sprechen die Ueberzeugung aus, daß auch jener Unbekannte, welcher dem Oberstaatsanwalt Fabre telephonisch den Auftrag erteilte, den Prozeßaufschub zu verlangen, niemand anders als Rockette selbst war. In parlamentarischen Kreisen wird das Gerücht verbreitet, der radikale Deputierte C e c e a l d i wolle in öffentlicher Kammer-sitzung erklären, daß Fran Caillaux im Salon einer hochstehenden Persönlichkeit gehört habe, daß der „Figaro“ verschiedene an sie gerichtete intime Briefe veröffentlichte wolle. Der „Figaro“ erklärt unter Hinweis auf dieses Gerücht nochmals, daß sein dem Revolver der Frau Caillaux zum Opfer gefallener Direktor Calmette niemals eine derartige Absicht gehabt habe.

Fran Caillaux vor dem Attentat.

Paris, 22. März. Der Vicomte de Trebern erzählt in einem heutigen Abendblatt, daß er an dem Nachmittage, wenige Stunden, bevor Calmette ermordet worden ist, Fran Caillaux in dem Laden eines Waffenhändlers getroffen habe, wo sie ihren Revolver gelauft hatte. Fran Caillaux sei gerade aus dem Kellergeschoß gekommen, wo sich ein Schießstand befände. Sie habe, da sie dort mit ihrem Revolver Schüsse auf die Scheibe abgegeben habe, beschmutzte Hände gehabt.

In der Einheit liegt die Macht!

Wehrlos wäre die Arbeiterklasse, gäbe ihr nicht die Zusammenfassung ihrer Kräfte Stärke und Macht. Darum ist es Pflicht jedes Arbeiters, sich seiner

politischen und gewerkschaftlichen Organisation

anzuschließen, um aktiv und mit aller Energie teilzunehmen an dem großen Befreiungskampfe seiner Klasse.

Tretet ein in die sozialdemokratischen Wahlvereine, werdet Abonnenten des „Vorwärts“.

Beitrittserklärungen zu den Wahlvereinen werden entgegengenommen im Berliner Verbandsbureau, Berlin SW 68, Lindenstraße 2 I.

Bestellungen auf den „Vorwärts“ nehmen die Hauptexpedition, Berlin SW 68, Lindenstraße 69, sowie alle Filialexpeditionen entgegen.

Theater.

Montag, den 23. März 1914.

Anfang 5 Uhr.

Passage-Theater. Kino-Varieté.

Anfang 6 Uhr.

Eines Palast am Zoo. Varieté.

Anfang 6 1/2 Uhr.

Eines Rollendorf-Theater. Varieté.

Anfang 7 Uhr.

Rgl. Schauspielhaus. Oper. Sont.

Anfang 7 1/2 Uhr.

Rgl. Opernhaus. Der Flehhaber.

Deutsches. König Heinrich IV.

Zeits. Oper. Sont.

Metropol. Die Reise um die Welt.

Anfang 8 Uhr.

Urania. Hochspannung.

Deutsches Opernhaus. Die Land.

Kammerpiele. Betlerleucht.

Ricines. Vettchen Gebert.

Theater an der Weidenbammer.

Trianon. Er und der Andere.

Theater am Rollendorfplatz.

Zuhilfenahme. Die spanische Füge.

Schiller O. Die beiden Leonoren.

Theater des Westens. Volendat.

Wendts Operetten. Jung-England.

Thalia. Die Langopitzel.

Die Paten. Die von oben und unten.

Wintergarten. Spezialitäten.

Uyoko. Der Stolz der 3. Kom.

Anfang 8 1/2 Uhr.

Uhlen. Unser Junge.

Polio Caprice. Café Pingsheim.

Anfang 9 Uhr.

Admiralpalast. Die lustige Puppe.

Eines Rollendorf-Theater. Varieté.

Sternwarte. Invalidenth. 57-61.

Metallidbrücken (G. R.)

Mod. Zahnkunst. Reutdin, Bergstr. 156.

Gertraudenstr. 20-21

Unserem Parteigenossen
Wilhelm Hinz nebst Gemahlin
zur Silberhochzeit die herzlichsten Glückwünsche. [208/8]
Der Vorstand des Wahlvereins
i. d. 3. Berl. Reichstags-Whlkr.

Unserm Bezirksführer
Wilhelm Hinz
und seiner Gattin
zu ihrer Silberhochzeit die herzlichsten Glückwünsche.
Die Genossen des 236. Bezirks
dritter Kreis. 13755

Unserem lieben Freund und
Parteigenossen
Wilhelm Hinz
nebst Frau Gemahlin
zur Silbernen Hochzeit die herzlichsten Glückwünsche.
Die Bezirksführer der VIII. Abt.

Die besten Glückwünsche zum
25-jährigen Kriegesjubiläum in ihrem
Kollegen **Julius König** nebst
Gemahlin
Die Kollegen der Tischlerei Seiler

Achtung, Vereine!
Saal noch einige Tage frei!
Georg Felsmann
Luisenstadt-Casino
Oranienstr. 180.

Hautleiden
entstehen durch unreines Blut
können deshalb auch nur durch
innere Behandlung gründlich
und dauernd geheilt werden.
Hauptpillen das beste hierfür.
Jean Bill hatte auf Armen, Beinen u.
der ganzen Brust förmliche Wunden
von Ausschlag, ist aber nach der letzten
Pille vollständig geheilt worden. Ich
komme, um Ihnen den gebührenden
Dank abzugeben, Gottvergehe es Ihnen.
Holmann, Warrer in Rehrath.
Die patentierten **Hauptpillen** in Berlin
sind geschützte Marken u. allen
Vorkäufen in allen Apotheken zu haben.
Bertrand nach auswärtig durch
Bismarck-Apothek, Berlin, Wrangel-
straße 47. Postkarte genügt.

Stoffe
für Massanzüge. Paletots
Mater 4.-, 6.-, 8.- M.
Damen-Kostüme
Mater 3.-, 5.-, 7.- M.
Original englische Stoffe
Mater 8.-, 10.-, 12.- M.
Loden für Pelerinen, Anzüge
Mater 2.-, 3.-, 5.- M.
Reste günstigste Kaufgelegenheit.
Tuchlager Koch & Seeland i. m. d. H.
Gertraudenstr. 20-21

Dieser Name u. diese Marke



auf dem Flaschenschild bürge da-
für, daß Sie wirklich das gewünschte
„Engelhardt“ Caramel-Bier erhalten!
Also Achtung beim Einkauf!
Weisen Sie Nachahmungen zurück!

Gewerkschaften, Vereine, Fabriken!
zu Dampferpartien, Ausflügen und Gesellschaften empfiehlt sich
Scholandt's Gesellschaftshaus
Schmöckwitz, Seestr. 21/22.
herrlicher Garten. Dampferangelegenheit. August Jung.

Spezialarzt f. Geschlechtskrankheiten,
Harnleiden, Schwäche,
Ehrlich-Hata-Kuren, Blut-
und Harn-Untersuchungen.
Institute:
Dr. med. Karl Reinhardt.
Neanderstraße 12 nahe d. Köpenicker Straße.
Sprechst. 5-7, Sonntags 10-11.
Potsdamer Str. 117 a. d. Lützowstr. Sprechst. 1/2, 11-2
u. 1/2, 8-1/2, 10 U. abds., Sonnt. 11-1.
Für Frauen: Nur 3-4 Uhr.
Nachweislich vollkommenstes Heilverfahren. Vorzügl.
Dauererfolge, auch bei schwersten, veralteten Fällen. Keine
Berufsstörung. Mäßige Preise. Teilzahlung gestattet.
Man verlange im eigenen Interesse 48 Seiten starke
i. verschloss. Kuvert, auch i. d. Instituten während d. Sprechst.
gratis erhält. Weitere Auskünfte i. d. Sprechstund. kostenlos.
Warnung vor minderwert. Heilverfahren u. ungeheuer-
licher Preisforderung angeblicher Spezialärzte.

Geschützt sind Sie vor Husten und
Halsentzündung beim
täglichen Gebrauch von
Wupper-Tabletten
Vorrätig in allen Apo-
theken und Drogerien
Preis der Original-
Schachtel M. 1

Wer ein **Zigarrengeschäft** neu
einrichtet, wende sich vertrauensvoll an die bekannte Firma
Carl Köfer, Berlin, Grüner Weg 119. (Königsstadt 3561.)

Alle bekannten **Tabake** (Kapitan, Ganewacker, Grimm
u. Triepel, Kopenhagener Kautabak usw., Kapitan-Kautabak,
tabake, v. Eicken, Hamburg, Cidencott, Goldfarb Schnupftabak
und andere: stets frisch.
Zigaretten, denkbar größte Auswahl zu billigsten Fabrik-
preisen: Jovetti, Garbati, Sal. Meitum, Manoli, Problem,
Celtier, Regie, Russische und viele andere Sorten.
Zigarren, nur in Qualität, welche seit Jahren in vielen
hundertsten Geschäften beständig eingeführt sind, in jeder Preislage.

Extra-Angebot

für
Gartenlokale und Kaffeeküchen
ca. 10000 Restaurations-Tassen

in diversen Formen, mit kleinen Schönheitsfehlern
so lange Vorrat — enorm billig

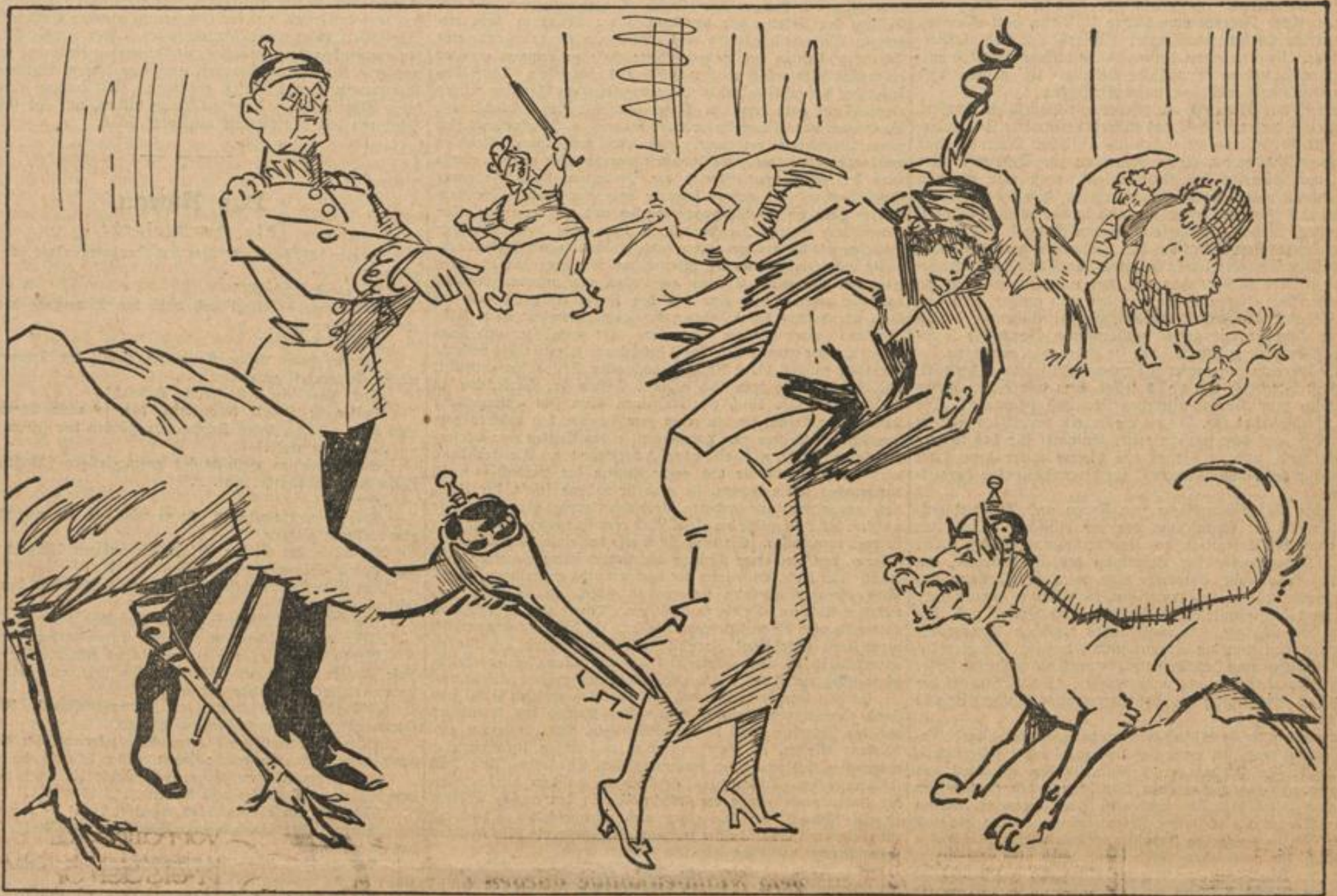
L. Katz & Co. Spezialgeschäft für Gastwirtsartikel
Spandauer Straße 20 am Molkenmarkt
Filialen **Neukölln:** Bergstr. 65 u. Hermannstr. 35
a. Ringbahnhof Ecke Wanzlickstraße

Erstes Spezialhaus für Gummimäntel

Herren-Mäntel: 14, 16, 19, 25, 30, 35, 40 Mark usw. □ □ □ Damen-Mäntel: 23, 25, 28, 30, 35 Mark usw.
Garantie für Wasserdichtigkeit von 25 Mark an.

Benedict Schwarzer, Berlin C., Dircksenstr. 36, Ecke Kaiser-Wilhelm-Str. 21.
Königliche Hof- u. Hoflieferant, Kreuzb. Inhaber d. Kaiserl. Hoflieferanten-Patent. E. Hilde, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdr. u. Verlagshaus Paul Singer & C., Berlin SW. Hierzu 1 Beilage.

Die Polizeimenagerie.



v. Jagow: Meine Tiere hab' ich mir doch noch besser gezogen als meine Mannschaften.

Die Schere.

Rein, lobt mir nicht die Klinge nur,
Den Browning und den Sabel;
Denn es bekämpft auch mit Bravour,
Und aufgerissnem Schnabel
Rebellenwort und Lehre
Die Schere! Ja, die Schere!

Wo eine rote Schleife brennt
Tropig und unbescheiden,
Ergeht sich dieses Instrument
Mit zwei geschärften Schneiden.
Es führt Euch in die Duere,
Ritsch-raitsch, haha, die Schere.

Stört Ihr die Helden aus der Ruh
(Gottlob, daß sie nicht wachen!),
Da schnappt sie auch schon wütend zu:
Hähä, nee, nicht zu machen!
Den Toten — gern!! — die Ehre.
Den Lebenden die Schere.

Ein Leutnant, heißt es, mit zehn Mann,
Nacht schon in Weltgeschichte.
Noch leichter, traust' er Untertan,
Wird Rebellion zunichte.
Denn hier genügt als Wehre:
Ein Leutnant mit der Schere.

Pan.

Klaas, der Kutscher.

Von Ernst Prezzang.

Klaas, der Kutscher, stand in der Hauseinfahrt und gundete sich eine Pfeife an.

Die Pferde hatten längst ihr Morgenfutter erhalten und waren besorgt, der Wagen gewaschen und geschmiert. Alles Lederzeug ganz und glänzend.

Aber deshalb stellte sich Klaas doch nicht so ohne weiteres an einem hellen, lichten Arbeitsmorgen vor die Tür und schmauchte seine Pfeife sorglos wie ein Heutier. — erzt war er in den Laden seines Prinzipals gegangen und hatte sich nach etwaigen „Aufträgen“ erkundigt. Der Alte war nicht da, und der Kommiss wußte von keinem Auftrage für den Kutscher.

„Warten“, sagte er.

Und nun wartete Klaas also.

Wartete nicht so sehr auf Herrn Ritters, den Prinzipal, der sich feinetwegen nicht zu beeilen brauchte, als auf die kleine Marie, die drüben bei Stadtssekretärs diente und möglicherweise einmal am Fenster erschien.

Wenn er mit seinen Frauen zum Torweg hinauspollerte, sah er stets hinüber, und häufig erschien dann ein rotes, rundes Apfelgesicht hinter den Scheiden und nickte ihm lächelnd zu.

Das bekam ihm gut. Wie ein frischer Trunk. Man fühlte, daß man lebte. Daß einen noch allerlei gute Dinge erwarteten.

„Hahaha!“ Er blies eine Rauchwolke von sich und lachte leise vor sich hin.

Verdammt wohl war ihm heute.

Er reckte sich behaglich und spannte die Brust in der gestrickten Wolljacke.

Ein Wetter dazu, ein Wetter!
Vom Ende der Straße, dort wo das freie Feld beginnt, pustete ein frischer Morgenwind in die Gasse. Die Sonne spiegelte sich blühend in Stadtssekretärs Fenster, und darunter, auf dem Sims, plusterte sich ein drolliger kleiner Vogel auf und piepte mit eifrig hüpfender Kehle in all das wunderbare Strahlen hinein.

Vielleicht war's nur ein Spatz, aber doch eine Kreatur, die sich ihres Daseins freute — gerade wie Klaas, der sich heute auch wie eine Art König vorkam, ohne zu wissen warum.

„Gaja, der März! Der Frühling!
Verdammt noch mal! Klaas mußte eins singen, sonst plähte ihm rein die Weste!

Und er sang halblaut vor sich hin und schob die Mühe bald aufs linke, bald aufs rechte Ohr, weil die fröhlichen Gedanken unter der Kappe wie ein Haufe springlebendiger Eidechsen durcheinanderwuselten.

Wenn jetzt die Marie noch heraufschaute, dann — wahrhaftig! — dann schrie er Jubel!

Aber sie schaute nicht herauf.
Weil sie auf derselben Straßenseite, auf der Klaas stand, daherkam — klein und dick, rot und rund, wie sie nun einmal war. An ihrem Arm hing ein großer Korb mit Grünzeug. Aber ihr Gang federete.

„Hohdonnerwetter!“ sagte er, als sie plötzlich neben ihm stand und seine lustigen Augen ihr überrascht ins Gesicht leuchteten. „Hohdonnerwetter! Wiege!“ Er ergriff ihre Hand.

„Au! . . . Du zerquetscht' einem ja die Finger!“
„Hahaha!“
„Was steht hier, Du Kaulpelz?“

„Hahaha! Wiege, ich bin heut verdebelt lustig. Heut' rüd' ich dem Alten auf die Wade — von wegen — Du weißt schon.“

„Hast ja keine Traute!“
„Oha! Aber erst 'nen Kuh!“

Sie wich lachend zurück: „Was? Am hellerlichten Tag? Auf der Straße? Du bist ja wohl rein verdreht heut, Klaas.“

„Hahaha! Ja . . . wie er abends schmeckt, weiß ich schon. . . . Nee, nu komm' mal her. Ich zeig' Dir, wo wir wohnen werden.“

Er zog sie ins Haus, auf den Hof. Da lagen Kisten, Ballen, Häffer. Im Hintergrund war der Stall. Die Tür stand offen und man sah die glänzenden Rücken der Pferde.

Und oben, über dem Stall, schob sich noch eine niedrige Etage mit vier Wänden, verstaubten Fenstern.

„Ueberrn Stall?“ sagte Marie bedenkslich. „Das gibt viel Fliegen im Sommer.“
„Aber ist warm und gemütsch im Winter.“
„Und wie dreckig die Fenster sind!“
„Dafür gibts Lederlappen. Oder hast keinen Damm hier?“
Er kniff sie in den Arm.

„Au!“ Sie schlug ihm lachend auf die Finger.
„Hahaha!“ Kumm hat sie doch.“

„Klaas!“
„Ja?“
„Ich möcht' zu gern mal 'reinschauen.“

„In unsere Wohnung? . . . hm . . .“
„Bist hange, daß uns einer sieht?“
„A, wer war denn dorthin hange? Komm. Es ist lauter Gestrümpel drin.“

In einem kleinen Stiegenhaus neben dem Stall ging es nach oben.

Sie traten in die Küche. Von dort in eine zweifelhafte Stube. Dann in eine Kammer.

„Klein ist es ja man“, meinte Marie.
„Ha!“ Er lachte. „Eine Küche brauchst Du bloß. An einer Wohnstube haben wir genug. Zwei Betten haben in der Kammer Platz — und 'n Kinderwagen auch noch.“

Sie knuffte ihn.
„Hahaha! Krieg' ich jetzt einen?“

Rehr als einen. Dann begann Marie einzurichten. Mit Worten vorerst. Dort der Schrank, dort die Uhr, dort die Kommode. Ja, sie richtete die Stube ein, die Küche und die Kammer. O, das machte Spah. Klaas nickte nur dazu, glücklich lächelnd. Verdammt, das war ein ganz großartiger Tag heute!

Aber da vollerte etwas im Stiegenhaus.
„Herrje!“ Marie fuhr erschreckt zusammen. „Da kommt wer!“

Ein Händedruck, und sie federete mit ihrem Gemütskorb eilig davon — an Herrn Ritters vorbei, der seinen Knäuscher suchte.

Na, Klaas war doch ein wenig verlegen.
„Ja.“ Herr Ritters sah sie scharf ins Auge. „Was bedeutet jetzt das?“

„Das war meine Braut, Herr Ritters.“
„Braut, Braut? Sie geben sich hier ein Stelldichein am hellen Tage und lassen die Arbeit liegen?“ Herr Ritters war ganz außer Atem. Vor einer solchen Frechheit zählten mir die Worte!

„Wir haben uns zufällig getroffen, und was die Arbeit anbelangt —“

„Zufällig getroffen! Hier oben? Ist hier ein Grünframladen?“ Herr Ritter lachte höhnlich. „Eine Schamlosigkeit nenne ich das! Eine — eine —“ er kriegte den Quers vor Mut.

Klaas beherrschte sich: . . . und was die Arbeit anbelangt, hatte ich keinen Auftrag. . . . Und die Frechheit und Schamlosigkeit und so — das nehmen Sie wohl zurück, Herr Ritters!“

„Fällt mir nicht ein!“
„Kämlich das Mädchen und ich wollen uns heiraten — bald — und da hab' ich ihr man bloß unsere Wohnung hier gezeigt.“

„Unsere Wohnung — hier gezeigt?“ Herr Ritters setzte sich auf ein Fach und sperrte den Mund auf. „Du bist ich neugierig.“

„Ja.“ sagte Klaas. „Ich bin nun bald an die dreißig Jahr und komm' so allmählich ins mannbare Alter. Da möcht' man denn auch mal seinen eigenen Herd haben und 'ne Frau und Kinderchen.“

„Jaja!“ Ritters lachte hämisch, „vergessen Sie man bloß die Kinder nicht.“

Ein kommunistischer Katechismus

Im das „Kommunistische Manifest“ die glänzendste Verkündung des Marxismus, so ist es zugleich die beste und gründlichste Einführung in die Gedankenwelt des wissenschaftlichen Sozialismus. Gibt es doch in Sätzen, die vom Geist der Geschichte selbst diktiert zu sein scheinen, in knappster Form eine Entwicklungsgeschichte der menschlichen Gesellschaft und zeigt im Klassenkampf das Bewegungsgesetz dieser Entwicklung, um in Schlüssen unentrinnbarer Logik die Notwendigkeit des Sozialismus zu erweisen. Und was Marx und Engels in einer Vorrede vom Jahre 1872 von dem Manifest sagen durften, das gilt auch heute: Wie sehr sich auch die Verhältnisse seit 1848 geändert haben, die in diesem Manifest entwickelten allgemeinen Grundsätze behalten im ganzen und großen auch heute noch ihre volle Wichtigkeit.

Über ist das Manifest, um wieder mit Engels zu sprechen, gegenwärtig „unzweifelhaft das weitest verbreitete, das internationalste Produkt der gesamten sozialistischen Literatur, das gemeinsame Programm dieser Millionen von Arbeitern aller Länder von Sibirien bis Kalifornien“, muß man es auch heute noch als selbstverständlich bezeichnen, daß jeder Sozialdemokrat das Manifest gründlich und immer wieder studiert, so unterliegt es doch andererseits keinem Zweifel, daß gerade die ungeheure Konzentration der Gedanken dem Anfänger und Neuling Schwierigkeiten bereitet. Da ist es denn mit besonderer Freude zu begrüßen, daß wir nun eine Einführung in diese Lektüre erhalten haben, in der zum großen Teil dieselben Gedanken behandelt werden, eine Einführung, die in so klarer, knapper wie gemeinverständlich Form die sozialistische Ideenwelt erschließt, daß sie eine nicht genug zu begrüßende Bereicherung unserer Propagandaliteratur darstellt.

Es ist Friedrich Engels selbst, dem wir diesen letzten Kommentar zum kommunistischen Manifest verdanken. In seinem Nachlaß hat Ed. Bernstein ein vergilbtes Papier aufgefunden, auf dem sich ein erster Entwurf für das spätere Manifest fand, und er hat es vor diesem unter dem Titel „Grundzüge des Kommunismus“ im Vorwärtsverlag herausgegeben.

In der Katechismusform von Frage und Antwort entwickelt Engels die Grundzüge der marxistischen Lehre. Er beginnt mit der Definition des Kommunismus als der Lehre von den Bedingungen der Befreiung des Proletariats, um dann die ökonomische, historische und politische Stellung des Proletariats in der gegenwärtigen Gesellschaft darzustellen. Er schildert die industrielle Revolution, die Krisen und ihre Folgen, das Wachsen des Gegensatzes zwischen Bourgeoisie und Proletariat, um die Notwendigkeit der sozialen Revolution, die Abschaffung des Privateigentums als Resultat dieser geschichtlichen Entwicklung nachzuweisen. Das Ergebnis der schließlichen Beseitigung des Privateigentums schildert Engels folgendermaßen:

Dadurch, daß die Gesellschaft die Benutzung sämtlicher Produktionskräfte und Verkehrsmittel sowie den Austausch und die Verteilung der Produkte den Händen der Privatkapitalisten entnimmt und nach einem aus den vorhandenen Mitteln und den Bedürfnissen der ganzen Gesellschaft sich ergebenden Plan verwaltet, werden vor allen Dingen alle schlimmen Folgen beseitigt, welche jetzt noch mit dem Betrieb der großen Industrie verknüpft sind. Die Krisen fallen weg; die ausgebeutete Produktion, welche für die jetzige Ordnung der Gesellschaft eine Ueberproduktion und eine so mächtige Ursache des Elends ist, wird dann nicht einmal hinreichen und noch viel weiter ausgedehnt ausgedehnt werden müssen. Statt Elend herbeizuführen, wird die Ueberproduktion über die nächsten Bedürfnisse der Gesellschaft hinaus die Befriedigung der Bedürfnisse und zugleich die Mittel, sie zu befriedigen, erzeugen. Sie wird die Bedingung und Veranlassung neuer Fortschritte sein, wie wird diese Fortschritte zustande bringen, ohne daß dadurch, wie bisher, jedesmal die Gesellschaftsordnung in Verwirrung gebracht werde. Die große Industrie, befreit von dem Druck des Privateigentums, wird sich in einer Ausdehnung entwickeln, gegen die ihre jetzige Ausbildung ebenso heillos erscheint wie die Manufaktur gegen die große Industrie unserer Tage. Diese Entwicklung der Industrie wird der Gesellschaft eine hinreichende Masse von Produkten zur Verfügung stellen, um damit die Bedürfnisse aller

zu befriedigen. Ebenso wird der Ackerbau, der auch durch den Druck des Privateigentums und der Pargellierung daran verhindert wird, sich die schon gemachten Verbesserungen und wissenschaftlichen Entwicklungen anzueignen, einen ganz neuen Aufschwung nehmen und der Gesellschaft eine vollständig hinreichende Menge von Produkten zur Verfügung stellen. Auf diese Weise wird die Gesellschaft Produkte genug hervorbringen, um die Verteilung so einzurichten zu können, daß die Bedürfnisse aller Mitglieder befriedigt werden. Die Trennung der Gesellschaft in beschiedene, einander entgegengesetzte Klassen wird hiermit überflüssig. Sie wird aber nicht nur überflüssig, sie ist sogar unentzählich mit der neuen Gesellschaftsordnung. Die Existenz der Klassen ist hervorgegangen aus der Teilung der Arbeit, und die Teilung der Arbeit in ihrer bisherigen Weise fällt gänzlich weg. Denn um die industrielle und Ackerbauproduktion auf die geschickte Höhe zu bringen, genügen die mechanischen und chemischen Hilfsmittel nicht allein. Die Fähigkeiten der diese Hilfsmittel in Bewegung setzenden Menschen müssen ebenfalls in entsprechendem Maße entwickelt sein. Ebenso wie die Bauern und Manufakturarbeiter des vorigen Jahrhunderts ihre ganze Lebensweise veränderten und selbst ganz andere Menschen wurden, als sie in die große Industrie hineingeworfen wurden, ebenso wird der gemeinsame Betrieb der Produktion durch die ganze Gesellschaft und die daraus folgende neue Entwicklung der Produktion ganz andere Menschen bedürfen und auch erzeugen. Der gemeinsame Betrieb der Produktion kann nicht durch Menschen geschehen wie die heutigen, deren jeder einem einzigen Produktionszweig untergeordnet, an ihm gekettet, von ihm ausgebeutet ist, deren jeder nur eine seiner Anlagen auf Kosten aller anderen entwickelt hat, nur einen Zweig oder nur den Zweig eines Zweiges der Gesamtproduktion kennt. Schon die jetzige Industrie kann solche Menschen immer weniger gebrauchen. Die gemeinsam und planmäßig von der ganzen Gesellschaft betriebene Industrie setzt vollends Menschen voraus, deren Anlagen noch allen Seiten hin entwickelt sind, die instande sind, das gesamte System der Produktion zu überblicken. Die durch die Maschinen schon jetzt untergrabene Teilung der Arbeit, die den einen zum Bauern, den anderen zum Schuster, den Dritten zum Fabrikarbeiter, den Vierten zum Börsenspekulanten macht, wird also gänzlich verschwinden. Die Erziehung wird die jungen Leute das ganze System der Produktion rasch durchmachen lassen können, sie wird sie instand setzen, der Reihe nach von einem zum anderen Produktionszweig überzugehen, je nachdem die Bedürfnisse der Gesellschaft oder ihre eigenen Reigungen sie dazu veranlassen. Sie wird ihnen also den eigentlichen Charakter nehmen, den die jetzige Teilung der Arbeit jedem einzelnen aufbringt. Auf diese Weise wird die kommunistisch organisierte Gesellschaft ihren Mitgliedern Gelegenheit geben, ihre allseitig entwickelten Anlagen allseitig zu betätigen. Damit aber verschwinden notwendig auch die verschiedenen Klassen. So daß die kommunistisch organisierte Gesellschaft einerseits mit dem Bestand der Klassen unentzählich ist und andererseits die Herstellung dieser Gesellschaft selbst die Mittel bietet, diese Klassenunterschiede aufzuheben.

Es geht hieraus hervor, daß der Gegensatz zwischen Stadt und Land ebenfalls verschwinden wird. Der Betrieb des Ackerbaues und der Industrie durch dieselben Menschen, statt durch zwei verschiedene Klassen, ist schon aus ganz materiellen Ursachen eine notwendige Bedingung der kommunistischen Association. Die Zersplitterung der ackerbauenden Bevölkerung auf dem Lande neben der Zusammendrängung der industriellen in den großen Städten ist ein Zustand, der nur einer noch unentwickelten Stufe des Ackerbaues und der Industrie entspricht, ein Hindernis aller weiteren Entwicklung, das schon jetzt sehr fühlbar wird.

Die allgemeine Association aller Gesellschaftsmitglieder zur gemeinsamen und planmäßigen Ausbeutung der Produktionskräfte, die Ausdehnung der Produktion in einem Grade, daß sie die Bedürfnisse aller befriedigen wird, das Aufhören des Zustandes, in dem die Bedürfnisse der einen auf Kosten der anderen befriedigt werden, die gänzliche Vernichtung der Klassen und ihrer Gegensätze, die allseitige Entwicklung der Fähigkeiten aller Gesellschaftsmitglieder durch die Beseitigung der bisherigen Teilung der Arbeit, durch die industrielle Erziehung, durch den Wechsel der Tätigkeit, durch die Teilnahme aller an den durch alle erzeugten Genüssen, durch die Verschmelzung von Stadt und Land — das sind die Hauptresultate der Abschaffung des Privateigentums.

Gerade in unseren Zeiten, wo die ungeheure Ausdehnung der Arbeiterbewegung, ihr Kampf um jede einzelne Rechtsposition, die Kleinarbeit in Organisation und Agitation,

die Beschäftigung mit den tausenderlei Fragen, die der Tag stellt und beantwortet verlangt, das zähe Ringen um jeden kleinsten Fortschritt den Blick nur zu leicht ablenkt von dem großen Ziele der Umgestaltung der Gesellschaft und damit der Neuschaffung der Menschheit, gerade in solchen Tagen ist es von ungeheurer Wichtigkeit, daß sich jeder einzelne unserer Mitkämpfer bewußt bleibt, warum er kämpft. Nicht nur um kleine Reformen, nicht um Anpassung an die bürgerliche Gesellschaft durch Besserung der proletarischen Lebenshaltung, nicht um ein bißchen mehr an politischen Rechten geht das politische Ringen der Arbeiterklasse. Es geht auf Ganze; auf die Abschaffung der Klassen, auf die Beseitigung des Kapitalismus, auf die Erringung gleicher Entwicklungsmöglichkeit aller Gesellschaftsglieder. Der große historische Zusammenhang, in den das Proletariat gestellt ist, der tritt uns mit leuchtender Klarheit auch aus diesem Entwurf zum kommunistischen Manifest entgegen. Mit diesem selbst wird diese Schrift fortan die Grundlage bilden, auf der sich jedes Studium des Marxismus aufbauen kann.

Das Niveau.

Ein Kunstgespräch.

„Immer das Genörgel über das Kunstverständnis der Hohenzollern!“

„Ja, es ist skandalös.“

„Und niemand beklagt doch mehr den Niedergang der Kunst als die Hohenzollern!“

„Das ist bekannt.“

„Kürzlich haben Seine Kaiserliche Hoheit der Kronprinz erst wieder Gelegenheit genommen . . .“

„So? Was sagten Kaiserliche Hoheit?“

„Kaiserliche Hoheit behaupteten, daß so viele Theater jetzt nicht mehr auf dem hohen Kunstniveau ständen wie früher.“

„Sehn Sie wohl!“

„Schuld möchten vielleicht die gegenwärtigen schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse sein . . .“

„Dm.“

„Aber immerhin wäre es sehr zu wünschen, daß eine Wendung zum Besseren eintrete.“

„Na also. Bei welcher Gelegenheit nahmen übrigens Kaiserliche Hoheit Gelegenheit, diese Worte . . .?“

„Bei einer Theatervorstellung in höchst hero Palais, den Schauspielern gegenüber.“

„Aha. Vermutlich einem großen Tragöden gegenüber . . .“

„Nein, Richard Alexander und sein Ensemble waren es . . .“

„Wie? Die hatten also ein ernsthaftes Kunstwerk einstudiert, diese Jünger der leichtesten Muse? Da sieht man wieder, wie segensreich der allerhöchste Einfluß . . .“

„Richt doch. Es wurde der Faschachtschwanz „Nach dem Opernhall“ von Georges Fenbeau gespielt.“

„O, so! Ja freilich. Vermutlich als Exempel für den Tiefstand der Bühnen. Kaiserliche Hoheit wollten Studien machen . . .“

„Auf einem Klavier spielte Paul Linde die letzten Schläger aus den neuen Operetten und Pöksen . . .“

„Ebenfalls als abschreckendes Exempel . . .“

„Sicher. Die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse bringen das so mit sich.“

„Das tiefe Sehnen jedoch nach der hohen, rechten, keuschen Kunst . . .“

„Ja. Seine Kaiserliche Hoheit sprachen den Wunsch aus, daß das Stück „Kammere dich um Amelie“, das Allerhöchstdemselben seinerzeit so besonders gut gefallen hätte, wieder auf das Repertoire gesetzt werden möchte.“

„Zum Teufel auch, wo haben Sie denn so etwas gelesen?“

„Im „Berliner Tageblatt“. Und Scherl brachte ein Bild. Die Schauspieler kriegen auch warmes Abendbrot. Nach der Vorstellung fand ein Diner statt, an dem auch die Künstler teilnahmen.“

„Nämlich am Kapentisch, pardon: Künstlerisch. Seine Kaiserliche Hoheit setzten sich später ein halbes Stündchen zu ihnen.“

„Und wo waren die Herren von Scherl und Mosse postiert, die das alles sahen?“

„Vermutlich unter den Lakaien.“

Die Kunst reich zu werden.

Fast immer bin ich meine besonderen, sehr oft sogar meine absonderlichen Wege gegangen. Nie ist es mein Ehrgeiz gewesen, ein Herdenmensch zu sein, der sich den Lebensgewohnheiten seiner meisten Mitmenschen möglichst anzupassen sucht und bemüht ist, es ihnen gleichzutun.

Mein Leben wird eben von Wünschen beherrscht, von denen die meisten Menschen sich frei wissen. Beispielsweise lebt in mir ein stark ausgeprägter Hang zum Zigeunerhaften. Ich liebe das Leben im Unbezogenen. Das, was man festen Wohnsitz nennt, hat für mich nichts Verlockendes, vielmehr etwas Widerwärtiges, fast Abstoßendes an sich. Dabei liegt es mir fern, mit anderen Menschen darüber rechten zu wollen, ob meine Auffassung vom Leben die richtige ist. Sehr gern will ich in dieser Beziehung jeden bei seiner Meinung lassen.

Trotzdem ich also, wenn man so will, ein sonderbarer Aetl bin, weiß ich mich doch in einem Wünsche mit sehr vielen, wenn nicht den meisten Menschen einig. Dieser Wunsch ist der, reich zu sein. Soweit Millionäre zu sein, versteigen sich meine Wünsche allerdings nicht. Nicht etwa, weil ich fürcht habe, Millionär zu sein. Durchaus nicht. Selbst das, was ich von dem miserablen, fast unerträglichem Leben, das arme, geplagte Millionäre zu führen gezwungen sind, gehört und gelesen habe, würde mich nicht abhalten, eine mir angebotene Million anzunehmen, wenn ich sie etwa geschenkt erhielte.

Ich bin sogar der Meinung, daß ich eine Million ganz gut verwenden könnte. Und nichts ist in diesem Augenblicke, mich in diesem Glauben zu erschüttern. Vielleicht würde ich mit einer Million, soweit ich mich kenne, sogar schneller fertig sein, als es mir hinterher selbst lieb wäre.

Wenn sich meine Wünsche also nicht so hoch versteigen, Millionär zu sein, so ist das darin begründet, weil ich mich in der Rolle des Frisches den bekannten Trauben gegenüber befinde.

Doch, wie schon gesagt, reich, was man so wohlhabend nennt, möchte ich sein. Wie ich mein Leben dann gestalten würde, darüber zerbreche ich mir einstweilen nicht den Kopf.

Wohl aber habe ich häufig erwogen, wie ich es anstellen soll, um reich zu werden. Einen gangbaren Weg, der mich auch nur mit einiger Sicherheit zum Ziel führen könnte, habe ich nicht gefunden. Ich war daher schon nahe daran, solcherlei Erwägungen überhaupt aufzugeben und mich damit abzugeben, ein armes Luder zu bleiben. Da geriet mir dann an einer Stelle, die ich zu nennen unterlassen will, ein Stück Scherlpapier in die Finger, das sich „Berliner Lokal-Anzeiger“ nennt. Hierin fand ich einen

Artikel oder was man so nennt, der von reichen Bettlern zu berichten wußte. Sogar eine ganze Reihe solch reicher Armer war darin aufgeführt. Diese Leute hatten es angeblich fertiggebracht, sich ein Vermögen zusammenzubetteln und bei ihrem Tode lachende Erben zu hinterlassen.

Da ich nun vor allem, was mir schwarz auf weiß geschrieben oder gedruckt in die Finger gerät, einen großen Respekt habe, jubelte mir beim Lesen des Scherlpapiers sofort eine innere Stimme freudig zu: Heureka. Und ich selbst echote hinterher: Ich hab's gefunden.

Sich reich betteln, das ist eine Idee, ging es mir durch den Kopf. Der Gedanke kam mir so einfach und doch so gescheit vor, daß ich ganz verwundert war, ihn im „Lokal-Anzeiger“ zu finden. Als einen Hauptvorteil dieses Gedankens betrachtete ich den, daß er sich ohne jegliches Betriebskapital herzustellen ließ. Ich schalt mich selbst einen Esel, daß ich nicht allein auf diesen Gedanken gekommen war. Ein Gefühl der Dankbarkeit gegen Scherl und seine Preßtrabanten regte sich in mir.

Als ich mich nun jedoch unverzüglich daran machen wollte, mich reich zu betteln, rutschte mir das Herz in die Hosentasche. Ich vermochte nicht gleich die nötige Courage zum Betteln aufzubringen. Aller Anfang ist eben schwer, sagte ich mir, wenn es auch beim Betteln umgekehrt der Fall sein soll. Er muß ja bei erfolgreicher Tätigkeit mit letztem Spat anfangen und mit vollem aufhören.

Wir wurde der Anfang aber nicht leicht. Vielleicht hätte ich mich überhaupt nicht zum Betteln entschließen können, wenn ich nicht mit meinem Magen in einen bedenklischen Konflikt geraten wäre. Mein Magen ist überhaupt ein eigenartiger Gefelle. Er hat seinen Kopf für sich allein. Er will sehr häufig nicht, wie ich will. Besonders, wenn ich nicht in der Lage bin, ihm etwas anzubieten, mußt er ganz gehörig auf und macht mir seine Existenz sehr fühlbar bemerklich. Er ist ein fester Begner des Streiks, wenigstens soweit er selbst in Betracht kommt. In bezug auf Arbeitswilligkeit will er sich nicht übertreffen lassen.

Da ich ihn nun schon einige Tage zur Untätigkeit verurteilt hatte, wurde er rebellisch und brachte mir die zum Betteln nötige Courage rückwärtslos bei.

Ich ging also los. Viel brachte ich jedoch nicht zusammen. Ich tröstete mich aber mit dem Gedanken, daß alles gelernt sein will, auch das Betteln. Der fehlt nur die nötige Routine, sagte ich mir. Einige Tage darauf sah ich mich sogar vor die Notwendigkeit gestellt, Ueberstunden zu machen. Noch abends um 11 war ich unterwegs und da passierte es mir, daß ich etwas erlebte, was ich als einen Krugunfall bezeichnen möchte. Ein „Weiser“ hatte mich beim Kruggen und brachte mich in Rumers

„Die gehören dazu. Als ich anfang bei Ihnen, haben Sie mir versprochen —“

„Keine Ahnung!“

„Doch, Herr Ritters . . . versprochen, daß ich später mal die Wohnung kriegen. Sechs Jahr bin ich hier — nu wie's Zeit. Geben Sie mir etwas mehr Lohn und für die Kost Geld —“

„Sonst noch was?“ Herr Ritters erhob sich und tippte sich an die Stirn. „Ich bin doch nicht verrückt, daß ich Ihnen das viele Geld hinschmeiße und noch ein fremdes Weib ins Haus nehme, wo Sie Zutritt zu allen Waren haben!“

In Klaas' rotes Gesicht hing ein bleicher Schatten: „Hab' ich Ihnen schon mal was veruntreut in den sechs Jahren? Hab' ich —“

„Das sag' ich nicht. Aber — wer kennt die Weiber?“

Klaas wurde noch bleicher: „Meine Braut ist ebenso ehrlich wie Sie! Vielleicht noch ehrlicher. Die verkauft keine faulen Heringe!“ Er war nun ganz zornig geworden und Herr Ritters blickt auf den Leib gerückt.

„Nensch!“ sagte der. „Sie beleidigen mich?“

„Wer hat angefangen? Sie oder ich?“

Herr Ritters bewegte sich langsam rückwärts zum Stiegenhaus. Als er die Tür in der Hand hatte, schrie er: „Gehen können Sie! Heute noch! Gleich! Auf der Stelle! Sollen Sie sich Ihren Lohn und Ihre Papiere im Laden!“

Er stolperte aufgeregt die Treppe hinunter.

Langsam folgte ihm Klaas. Ging in seine Schlafkammer neben dem Stall, packte seine paar Habseligkeiten zusammen, klopfte den Braunen noch einmal zum Abschied den Hals und holte sich Geld und Papiere.

Und nun stand er wieder an der Haustür, sein Bündel in der Hand. Stand und stand und sah hinüber zu Stadtfretors Fenster. Sie funkelten noch immer; denn nun war die ganze Straße voll Sonne. Und wie vorhin atmete der frische Frühlingswind vom Felde in die Gasse herein. Und lustige Vögel zwitscherten — wie vorhin.

Klaas aber schien es, als ob die Welt sich innerhalb einer Stunde völlig verändert habe. Sie war dunkel, grau, war häßlich und schmutzig geworden.

Er sah es noch nicht.

Schüttelte den Kopf, murmelte vor sich hin und blickte immer wieder zu den blanken Fenstern hinüber.

Blötzlich lachte er grimmig auf und nickte: „Ja so, Wiege. Wir haben mal 'ne Stunde an uns selbst gedacht! Rec, das dürfen wir ja nicht. Hahaha!“

Langsam ging er die Straße hinunter.

„Hahaha!“ Es war auch ein Lachen.

Aber dies Klang ganz, ganz anders als vorhin.

Warum die Kinderzahl abnimmt.

Ich will wahrhaftig keine gelehrte Abhandlung darüber schreiben, warum die Kinderzahl abnimmt. Ich will bloß, wo heute die große Stunde nahe ist, da Geheimräte von Amts wegen sich dafür ins Zeug legen werden, daß alle Welt nur recht viel Kinder kriegt, auch einen königlich preussischen Geheimen Rat, einen Professor der königlichen Friedrich-Wilhelm-Universität in Berlin zu Worte kommen lassen über das viele Kindergebären. Unser königlich preussischer Geheimrätlicher Gewährsmann sagt darüber folgendes:

„In den unteren Klassen der großstädtischen Bevölkerung sehen wir die größte Armut gewöhnlich bei den kinderreichen Familien. Die Schwierigkeit beginnt mit den Wohnungskosten. Kinderreichen Familien verweigern viele Hauseigentümer überhaupt die Aufnahme, so etwa, wie man sich das halten von Hund und Katzen verbietet. . . Die Kinder . . . haben in den Großstädten die schlechtesten Existenzbedingungen. Die Massenbauten, unsanitär an sich, zwingen kinderreiche Familien, sich auf ein oder zwei Räume zusammenzudrängen. Daß jedes Familienmitglied sein eigenes Bett oder manchmal überhaupt eine geordnete Lagerstätte hätte, daran ist gar nicht zu denken. Im Sommer ist der einzige Aufenthaltsort für Kinder ein Licht- und luftarmer Hof oder die durch Wagen gefährdete Straße. Die Kinder sind in der Stadt ein höchst unproduktives Element, denn sie können nicht, wie auf dem Lande, in berechtigten Grenzen da und dort mithelfen.

„Es gibt Menschen, die sich wundern, daß unter solchen Umständen die Kinderzahl abnimmt; sollte man sich nicht besser darüber wundern, daß noch so viele Kinder doch noch als Nachwuchs innerhalb unserer Großstädte geboren und aufgezogen werden?“

So zu lesen im Buch von Geheimrat Professor Dr. Max Rubner: „Wandlungen in der Volksernährung“, einer erweiterten Wiedergabe eines Vortrages, den der berühmte Hygieniker auf dem 15. internationalen Kongress für Hygiene in Washington im vorigen Jahre gehalten hat.

Aber, werden die den Kinderlegen erscheinenden Geheimräte sagen, der Geheimratstitel kommt ja über einen jeden Universitätsprofessor in Preußen so wie ein Naturereignis, und zumal ein frohdiegender Universitätsprofessor kann nicht als Beleg für einen Geheimrat gelten. Gut, das ist richtig, vollkommen richtig. Aber es gibt glücklicherweise noch ein kaiserliches statistisches Amt in Berlin, und ein Regierungsrat hat hier — und sogar von Amts wegen — folgendes herausbekommen über den Segen, den die vielen Kinder für die Familie sind:

1. Für Wohnung wird in den kinderreichen Familien der minderbemittelten Bevölkerung weniger ausgegeben als in den kinderarmen Familien. Das heißt: je mehr Kinder, desto kleiner oder schlechter die Wohnung — gerade umgekehrt, als es hätte sein sollen.
2. Für Wäsche und Zeitzeug, für Reinigung von Kleidung und Wäsche wird in kinderreichen Familien ebensoviel ausgegeben wie in kinderarmen Familien.
3. Für Beleuchtung der Wohnung wird in kinderreichen Familien weniger ausgegeben als in kinderarmen Familien: gerade umgekehrt, als es hätte sein sollen.
4. Für Gesundheitspflege und Körperpflege wird in kinderreichen Familien weniger ausgegeben als in kinderarmen Familien: gerade umgekehrt, als es hätte sein sollen.
5. Für Zeitungen, Bücher, Vereine und Vergnügungen wird in kinderreichen Familien weniger ausgegeben als in kinderarmen Familien: gerade umgekehrt, als es hätte sein sollen.
6. All das, obgleich kinderreiche Familien mehr verdienen als kinderarme Familien: aber aller Mehrerdienst wird von den Ausgaben für Nahrung verschlungen.
7. Vom Mehrerdienst, den eine kinderreiche Familie vor-

einer kinderarmen voraus hat, flammen 46 Proz. aus dem Verdienst der Kinder selber.

Das alles ist nachzulesen in der offiziellen Publikation des kaiserlichen statistischen Amtes in Berlin, die im Jahre 1909 als „Sonderheft zum Reichsarbeitsblatt“ erschienen ist. M. L.

Albanische Feste.

(Von unserem Spezialkorrespondenten.)

Die Residenzstadt Durazzo ist festlich illuminiert, in allen Richtungen knattern Raketen gegen den nördlichen und apalthischen Himmel. Die Blaskapelle spielt das schöne Berliner Volkslied: Kind, ich schlafe so schlecht. Mein Begleiter, ein deutscher Sonderkorrespondent, nicht heftig mit dem Kopf und lächelt melancholisch.

„Auch ich schlafe sehr schlecht. Mein Bett ist ein Tummelplatz kriegerischer Insekten. Gestern hat es in meinem Logement sogar durchs Dach geregnet, und ich habe in den Kleidern schlafen müssen.“

„Warum fliehen Sie nicht endlich dieses elende Nest?“

„Ich muß noch bleiben. Es werden immer noch Feste gefeiert. Und den Fürsten habe ich auch noch nicht interviewt.“

„In Berlin wird jetzt ein ganz ähnlicher Nummel veranstaltet. Er heißt: Kasse und Kasette. Bierzehn Tage lang soll Farbe in das Gesicht des Alltags gebracht werden.“

„Sehn Sie, da kommen schon die ersten. Jeden Abend bringen sie Wilhelmis Äbret i Schquipeniks Ovationen.“

„Aber sie sehn doch so sehr verwildert aus.“

„Finden Sie das? Die Leute haben ihre besten Kleider an. Sehn Sie nur. Es werden ihrer immer mehr. Bald ist der Hof des Königs voll.“

„Aber warum brüllen die Menschen so?“

„Das ist die reine Begeisterung.“

„Eigentlich ist es wie unter den Linden. Nur wilder. Ungebändigter.“

„Jetzt wird gleich der Höhepunkt kommen. Der Fürst wird mit seiner Gemahlin auf dem Balkon erscheinen und die Guldigung seines Volkes entgegennehmen.“

„Ist sie schön, die Fürstin?“

„Und ob. Eine Fürstin ist immer schön. Ich verehere sie, die Perle von Albanien. Es'ad Pascha nennt sie so. Gestern war ich bei ihm. Still doch. Das Fürstinnenpaar erscheint.“

(Ein Mann, der, nebenbei bemerkt, betrunken ist, laßt eine kurze Ansprache. Nachdem er geendet hat, dankt der Fürst mit orientalischerem Gruß. Die Musik spielt die albanische Nationalhymne, und die Gendarmen säubern rasch den Hof. Alles drängt und stößt und jöhlt.)

„Die Gendarmen sind hier sehr energisch. Wie?“

„Finden Sie das? Die braven Albanier können sich nicht genug tun in ihrer Liebe zu Wilhelmis Äbret i Schquipeniks. O, es ist schön, das Werden der Urfänge westeuropäischer Kultur zu sehn.“

„Gewiß. Ich habe gehört, daß der Fürst das erste M. G. ins Land gebracht hat. Die Segnungen einer solchen Institution sollen den Albanesen fremd sein.“

„Nun ja. Sie sind ein Naturvolk, die Nördlichen. Aber Gott wird dem Fürsten helfen, sie groß und frei zu machen.“

„Amen.“

„Dort steht der Walter Turzajnsky. Ich muß ihn begrüßen.“

„Ist der auch hier?“

„Ja. Der macht Studien für die nächste Metropolitheater-Revue. Adieu. Wann reisen Sie?“

„Sofort. Sofort.“

Vom Jahrmarkt des Lebens. Aus nationalen Kreisen.

Recht erbauliche Interna aus den Kreisen derer, die berufsmäßig die Agitation gegen die Sozialdemokratie betreiben, verrät ein Rundschreiben des Herrn Leutnants a. D. Karl Ruhn an die Herren Vorsitzenden der Ortsgruppen des Deutschen Wehrvereins. Herr Ruhn, Dozent für Kriegsgeschichte und Vorsitzender der Vaterländischen Gesellschaft zur Verbreitung von Geschichtskenntnissen, beschwert sich in dem Schreiben über Berufs-

passiert haben, bewegt sie die Frage, wie lange die Zeit wahren wird, wo sie „alle sind“.

Nur diejenigen, die sicher sind, daß sie dem „Ochsenkopf“, wie man das Arbeitshaus zu Nummelsburg nennt, überwiesen werden, fügen sich gleichmütig in ihr Schicksal. Sie sind auf dem Standpunkt angelangt, wo sie alle Hoffnung aufgegeben haben. Sie haben einen biden Strich durch ihr Leben gezogen. Es ist ihnen alles „piepe“. Sie sind eben „alle“ für immer.

Recht Sorgen machen sich diejenigen, die damit rechnen, bald wieder frei zu kommen. Aber auch sie geben sich keinen großen Illusionen hin. Schwere Sorge lastet auf ihnen.

Wir ist es inzwischen zur Gewißheit geworden, daß fast alle, die sich hier befinden, wegen Vettelins „alle geworden“ sind. Aber wohl keiner befindet sich unter ihnen, die gleich mir mit der Erwartung auf die „Jahrt“ gegangen sind, sich reich zu betteln. Ich bin auch schon noch kurzer Zeit in dieser Umgebung zu der Einsicht gelangt, daß ich mich einem Wahn hingegeben habe. Ich bin sehr schnell davon kuriert.

Die Zeit, die ich hier zu verbringen hatte, schließt für mich sehr langsam dahin. Noch langsamer als im Schneckentempo. Um 10 Uhr geht's zum Baden. Ein erfrischendes Brausebad. Wenigstens etwas Angenehmes. Dann geht's truppweise ab. Mit dem letzten Trupp komme ich an die Reihe. Durch etliche Gänge und einen Hof geht's nach einem anderen Teil des „Alex“. Hier wurde ich wieder auf einige Zeit in einen dumpfen Raum gesperrt, wo ich mit einer Anzahl Personen zusammentraf, die schon abgeurteilt waren. Es geht heute klar zu, hieß es. Eine ganze Anzahl hatte Ueberweisung nach dem „Ochsenkopf“ zuditiert erhalten.

Um 1 Uhr komme ich vor den Richter. Ein Tag fast wird mir aufgebremmt. Ich erkläre mich damit einverstanden. Was bleibt mir für eine Wahl?

Wieder geht's zum Baden. Auf Reinlichkeit hält man hier, das muß ich sagen. Die Nacht darauf verdringe ich in einem Bett, was man im „Nittchen“ so nennt. So umständlich wie die Aufnahme gestaltet sich auch der „Abgang“. Es währt stundenlang, bis die ganze Sache erledigt ist. Endlich um 1 Uhr bin ich wieder frei. Man hat mich hier fast völlig zum Hungerkünstler ausgebildet. Das einzige, was ich in 34 Stunden zu essen bekam, war zweimal braune Flüssigkeit, „Kaffee“ genannt, dazu jedesmal ein Stück Schwarzbrot, ein Kaps mit Graupensuppe, sehr dünn, ohne Öl und ein Kaps mit Kartoffeln und etwas Mohrrüben mit Schwarzbrot. Das innerhalb 34 Stunden.

Ich gestehe, ich bin gründlich von der Idee, mich reichzubetteln, kuriert. Mir graut sogar, wenn ich an weitere „Berufsunsfälle“, wochenlange Fast und „Ochsenkopf“, denke.

erklärung, die gegen ihn durch die Leitung des Deutschen Wehrvereins erfolgt sei, weil er sich geweigert habe, einen fetten Inseratenauftrag für die Zeitschrift „Die Wehr“ aufzugeben. Wie Herr Ruhn schreibt, sollte er das Erscheinen seines kriegerischen Lehr- und Erbauungsbuches „Walhalla“ in der „Wehr“ anzeigen, was er aber ablehnte, da seine „jahrelangen erfolgreichen Arbeiten für die kriegerische Erziehung unseres Volkes“ von dem Blatte bisher totgeschwiegen seien. Herr Ruhn führt eine daraufhin gegen ihn durch Zirkular vorgenommene Verurteilung auf den Vorsitzenden des Deutschen Wehrvereins, den General Heim, zurück und sagt: „Ich verbitte mir alle Be- und Entlastungsgrundschreiben Heims, der gefälligst vor seiner eigenen Türe Lehren möge!“ Weiter droht er, daß Herr Heim wegen der Versuche, ihn vor dem ganzen nationalen Deutschland zu infamieren und wirtschaftlich nahezu zu ruinieren, sich vor den deutschen Straf- und Zivilrichtern zu verantworten haben werde. Zum Schluß seiner gepfefferten Schrift ruft Herr Ruhn aus: „Welch ein Schauspiel für unsere politischen Gegner!“

Als wenn es etwas Neues wäre, daß die nationalen Vorkämpfer sich gegenseitig in die Haare geraten und mit den ordentlichsten Injurien belegen. Was sie aber immer wieder eint, ist der gemeinsame Haß gegen die Sozialdemokratie. Darum glauben wir, daß die feindlichen Brüder sich nach einem bekannten Sprichwort vertragen werden, um dann wieder solidarisch die nationale und kriegerische Erziehung unseres Volkes zu pflegen.

Führende Geister.

Der fromme „Reichsbote“ hat in seinem Kampfe für Schutzpreußentum und gegen Reichstagswahlrecht eine funkelgelbene Entbedung gemacht, die er flugs seinen Lesern unter dem Titel „Eine Frucht der Demokratisierung“ serviert. Das Blatt hat entdeckt, daß durch die demokratischen Tendenzen des Reichstagswahlrechts das geistige Niveau der Abgeordneten gegen früher gesunken, und daß daher die Verschaffenheit der Reichstagsreden qualitativ immer schlechter geworden sei. Darum solle die preussische Regierung es als die wichtigste Aufgabe der Gegenwart betrachten, den preussischen Staat vor der Demokratisierung zu bewahren. Der „Reichsbote“ stellt also den Mittelmaßigkeiten des Reichstages die durchgegeistigten Charakterköpfe der Preußenduma gegenüber.

Wie gerechtfertigt diese Ansicht des Postbotenblattes ist, beweist ein Blick in das Mitgliederverzeichnis der konservativen Fraktion des Abgeordnetenhauses. Darin tangen in alphabetischer Reihe folgende geistige Kapazitäten und führenden Politiker auf: Ahrens-Klein-Nische, Hofbesitzer; Badike, Rittergutsbesitzer; Band, Amtsrichter; Baercke, Gutsbesitzer; v. Baudissin, Gutsbesitzer; Bauer, Mühlbesitzer; Bethge-Wilberge, Rittergutsbesitzer; Bethge-Schadensleben, Gutsbesitzer; Bod v. Wülfingen, Generalleutnant z. D.; v. Hodelberg, Landrat, usw.

Wenn boreilige Leser meinen, daß kein Mensch außerhalb ihrer Wahlkreise diese Leuchten der Politik kennt, so stimmt das nicht. Die meisten haben es auf ihrer parlamentarischen Laufbahn schon zu rednerischen Erfolgen gebracht. Von einigen wissen wir positiv, daß sie wiederholt: Sehr richtig! gerufen haben, während andere bei Beratung des Eisenbahnetats recht zungengewandt auch für ihren Wahlkreis eine Zweigbahn verlangten.

Der Gespensterseher.

Die Tränen ob des Eingriffs in das Portemonnaie der Besitzenden gelegentlich der nationalen Wehrsteuer sind noch nicht verstaubt, die Williarbe des Jahrschuldopfers ist noch nicht verpulvert, und schon kann man mancherorts hören, daß es notwendig sei, im Interesse der Erhaltung unserer Wehrkraft von neuem kräftig in den Steuerfädel zu greifen. Mit wie plumpen Mitteln man dem deutschen Michel das Gruseln beibringt, um ihn steuerwillig zu machen, zeigt eine schwarz-weiß-rot etikettierte Froschüre, in der in einem Warnrufe an das deutsche Volk ein gewisser Oskar Kresse die Situation der allernächsten Zukunft hellseherisch also kennzeichnet:

„Alle tüchtigen Erndigungen und sachlichen Ueberlegungen führen zu dem zwingenden Schluß, daß die Deutschen, die auf

Grenzen der Menschlichkeit.

Wenn der uralte Heilige Schutzmann Mit gelassener Hand Und rollenden Augen Segnende Senge Ueber die Menge st'r, Rüsse den letzten Saum seines Blaurocks, Kindliche Schauer Treu in der Brust.

Denn mit Schutzleuten Soll sich nicht messen Irgend ein Mensch, Hebt er sich aufwärts Und berührt Mit den Fingern den Schutzmann, Wird der ihn verhaften Und sicher verscholen Und mit ihm spielen Wie mit Wolken die Winde.

Stehst du mit festen Nackigen Knochen Auf der wohlgeplasterten Dem Verkehr dienenden Straße, Weist er dich fort Oder notiert dich, Oder zur Wache Führt er dich eilig.

Was unterscheidet Schutzleute von Menschen? Das darf ich nicht sagen, Weil ich mich strafbar Machen würde; Jagow verklagt mich, Und man verknagt mich, Und ich sage.

Sicher. Bis 1/3 Uhr morgens mußte ich auf der Revierwache verbleiben. Dann ging's mit der „Grünen Minna“ nach dem „Alex“. Auf der Wache gab mir der wachhabende Schutzmann bei meinem Abschied noch die tröstliche Versicherung mit auf den Weg: Nun, schlimm kann's ja nicht werden.

Auf dem „Alex“ wurde ich in einem Raum untergebracht, in dem sich schon mehr als vierzig Personen befanden. Der Raum war hell erleuchtet, aber sonst durchaus nicht behaglich eingerichtet. Als Inventar birgt er einzig und allein lange, roh gesägte Bänke. Auf diesen lagen lang hingestreckt meine Leidensgefährten. Eine ganze Anzahl von ihnen kauerte sogar auf dem harten Zementboden. Fast alle waren in tiefen Schlaf verfallen. Leise aufstehend begann ich hin und her zu gehen. Schlafen wollte und konnte ich hier nicht. So erging ich mich in allerlei Betrachtungen. Ich überlegte: ob das wohl alles Leute wären, die gleich mir das Bestreben hatten, reich zu werden, und dieses durch Betrüben zu erreichen suchten. Keiner sah mir danach aus, daß er sich schon auf dem Wege zum Wohlstande befinde. Ihre Kleidung war dünn und schäbig, vielfach sogar sehr defekt. Und etwas fiel mir besonders auf. Je älter die Männer waren, desto abgegrünter sahen sie aus. Schon dieser Umstand brachte meine Hoffnung, mich reich zu betteln, ganz gehörig ins Wanken.

Reiz der Raum schon jede Behaglichkeit vermissen, so sorgte eine empfindliche Kälte, daß der Aufenthalt kaum zu ertragen war. Es gibt wohl eine Dampfheizung darin, die war aber außer Funktion gesetzt. Die Leute auf den Bänken und auf dem Zementboden schauderten im Schlaf vor Kälte. Unruhig warfen sie sich hin und her. Viele schienen auch „Fremdenverehr“ zu beherbergen. Sie trachten sich bald hier bald da an ihrem Körper, ohne richtig zur Ruhe zu kommen.

Um 6 Uhr wurde geweckt. Däffig erhoben sich die Gestalten von ihren harten Lagerstätten. Kälte schüttelte ihre Körper. Da jedoch die Dampfheizung jetzt in Betrieb gesetzt war, wurde wenigstens die Temperatur bald erträglich. Eine braune Flüssigkeit, hier „Kaffee“ genannt, und ein Stück Schwarzbrot, das an die Insassen dieser wenig gastlichen Stätte verteilt wurde, brachte ihre schlaffen Lebensgeister zum Erwachen.

Viele brüteten in dumpfer Stimmung, stumm auf den Bänken sitzend, vor sich hin. Andere begannen eine mit halbhafter Stimme geführte Unterhaltung. Allerlei Fragen wurden gestellt und beantwortet. Die sich am meisten wiederholende Frage war fast immer in die Worte gekleidet: „Wo bist du „alle geworden?“

„Alle geworden“, diese zwei Worte hatten für alle hier Interessierten eine Bedeutung von unermeßlicher Tragweite. Trotzdem ich viele darunter befinden, die diese Station schon öfter im Leben

Den Vorbereitungen der mühsam erzwungenen Heeresvermehrung auszuweichen, an einem Herbstmorgen des Jahres 1914, viel leicht auch erst 1915, erwachen und erfahren, daß sie sich mitten im schlimmsten Kriege befinden. Die deutsche Flotte ist zum Teil vernichtet, die Rhein-, Weiser-, Elbe-, Weichsel- und andere wichtige Eisenbahnbrücken und Tunnel sind durch französische und russische Mieger mit Erfolg bombardiert worden. Die Franzosen, Engländer und Russen in Verbindung mit den Belgiern und Dänen haben die deutschen und österreichischen Grenzen an schwachen Punkten gleichzeitig angegriffen und befinden sich teilweise bereits auf deutschem Boden.

Hier also mit neuen ungezählten Millionen, denn Freiheit und Leben des deutschen Volkes sind schrecklich bedroht. Die neuen ungezählten Millionen kann Herr Oskar Straßmann so leichter verlangen, als er als früherer Teilhaber der wiederholt fruchtlos gegründeten Verlagsgesellschaft Lenz u. Co. den Wert des Geldes trefflich zu schätzen weiß.

Die rettende Tat.

Durch die Geburt eines Prinzen am Braunschweiger Hofe ist die bürgerliche Presse ganz aus dem Häuschen gebracht. Am schelmigsten gebärden sich natürlich die Braunschweiger Blätter und vor allem die Presse, die früher am gefähigsten gegen die Bestrebungen der Welfen auftrat. Eines dieser Blätter, der „Allgemeine Anzeiger“ in Braunschweig, glaubt offenbar, daß durch die Geburt des 7 Pfund und 20 Gramm wiegenden Erbprinzen der bedrohlichen Geburtenbeschränkung ein wirksamer Damm entgegengesetzt wird. Schreibt das Blatt in einem langen Satm unter anderem das folgende:

„Ja, solch eine Tat, einen leibhaftigen Erbprinzen geboren zu haben, ist in der Tat, sämtliche Mütter im Lande mit der Landesmutter fast solidarisch zu machen.“

Aus dem Braunschweiger Dialekt ins Deutsche übertragen, soll es wohl heißen, daß das gute Vorbild, das die Herzogin gegeben hat, von allen lokalen Unterthanen getreulich befolgt wird. Wir fürchten freilich, daß es bei vielen nur zu einem platonischen Bekenntnis zum Kinde ausreicht wird.

Russisches in deutschen Geschichtswerken.

Die Leser des „Vorwärts“ durften sich kürzlich an dem Inhalt eines russischen Geschichtswerkes erfreuen und hatten Gelegenheit, in einem Abdruck die wunderbarsten Wägen historischer Gelehrsamkeit von dem Schlagflus Ludwigs XVI. an bis zu der Pensionierung Napoleons, seines Generals, kennen zu lernen. Derartig denkwürdige Tatsachen findet man in deutschen Büchern für den geschichtlichen Unterricht nicht, und man hat sogar die erfreuliche Feststellung machen können, daß die Tendenz der Verschönerung der Hohenzollern und die anderen der Stärkung des religiösen und monarchischen Gefühls dienenden Verzerrungen seltener geworden sind. Angesichts der wachsenden Aufklärung des Volkes über die wahren historischen Zustände und Zusammenhänge der allgemeinen und insbesondere der deutschen Geschichte ging es eben einfach nicht mehr an, der Wahrheit glatt ins Gesicht schlagende Behauptungen aufzustellen, und so hat denn auch die heute herrschende Beeinflussung der Jugend im Sinne der herrschenden Klassen einen weniger offenen Charakter angenommen, wirkt aber unter dem Anschein treuherziger Objektivität um so gefährlicher. Es ist immer unendlich furchig und rührend zugleich mitanzusehen, wenn in derartig sorgfältig zurechtgestrichenen geschichtlichen Schulbüchern, die den Eindruck der Wahrheit hervorrufen wollen, ab und zu der Herdortfuß des eigentlichen Zieles allzu deutlich sich bemerkbar macht.

Vor mir liegt ein Geschichtsbuch für höhere Schulen, dessen Verfasser die Erziehung zur Religiosität und Frömmigkeit für so wichtig hält, daß er sie sogar bei der Belehrung der Schüler über die römische Geschichte vorzunehmen bemüht ist. Man versteht zwar im ersten Augenblicke nicht recht, wie er das für Zeiten der Herrschaft heidnischer Religionen macht; doch das bereitet ihm keine Schwierigkeiten, und als geschichtlicher Diplomat erzählt er uns eine Episode aus dem ersten punischen Kriege folgendermaßen: Die (römische) Küstenflotte geht bei Drepana durch das unbesonnenen Vorgehen des vermessenen Appianus Claudius verloren. Auf die Rettung, die heiligen Hühner wollen nicht freßen, läßt nämlich Claudius diese ertränken mit den Worten: So mögen sie faulen.“ Ganz deutlich wird hier dem Schüler gezeigt, daß nur die schlechte Behandlung der heiligen Dühner, die die Unbesonnenheit des vermessenen Feldherrn verschuldete, Ursache der römischen Niederlage war, und die Notwendigkeit der Religiosität für die Feldherren aller Zeiten bewiesen.

Daß der Verfasser des Buches aber mit besonderer Geschicklichkeit nicht nur der allgemeinen, sondern auch der christlich religiösen Idee den Weg zu ebnen versucht, geht aus folgenden zwei in dieser Zusammenstellung geradezu klassischen Sätzen über den brandenburgischen Kurfürsten Johann Georg in obendruck prächtigen Deutsch hervor: „Die Räte seines Vaters, denen er Schuld gab, dessen Güte zu ihrem Vorteil gemißbraucht zu haben, wurden entlassen, der jüdische Münzmeister Lippold auf grauenvolle Weise hingerrichtet. Seinen Nachfahren gab er ein treffliches Beispiel von Christenliebe und Warmherzigkeit, indem er Niederländern . . . eine Zukunftssünde gewährte.“

Nach dem Marx ist der Thron zu schätzen. Wir wollen hier ganz absehen von den allgemein patriotischen Ergüssen; wir wollen eine Kritik an der Wirkung unterlassen, die es haben muß, wenn immerhalb von sechs Zeilen von der ehrsüchtigen Gerechtigkeit Kaiser Wilhelms I., der mildherzigen Kaiserin Augusta, der Siegesgestalt des ritterlichen Friedrichs III., der erlauchten Gemahlin des jetzigen Kaisers, die er selbst „das schönste Juwel in seiner Krone“ genannt hat, von dem lobbeerumkränzten Prinzen Friedrich Karl die Rede ist. Wir wollen auch nicht weiter ausführen, wie läppisch es ist, wenn in einem Geschichtsbuch die einzig wertvollen und notwendigen Vergleichen wirtschaftlicher und politischer Zustände völlig fehlen, dagegen zur „Erläuterung“ des dritten punischen Krieges bemerkt wird: „Die Rüstung (der Kartagen) wird durch unausgesetzte Arbeit unter Opfern jeglicher Art (die Frauen geben ihr Haar zur Verwendung von Wagneseisen. Vgl. Friederike von Schmettau vor den Befreiungskriegen) in Kürze vollendet.“

Doch darauf muß man hinweisen, wie ein Historiker sich um die falsche Tatsache der antiken Demokratie, die doch ihren Sieg gegen eine genau so heftige Reaktion erkämpft hat, wie sie heute besteht im Jagowischen Despotismus, herumdrückt mit den Worten: „Zwar nicht selten Übergang zur Herrschaft der Masse, die antike Demokratie jedoch nicht unseren modernen Freistaaten vergleichbar, da die heutige freie Arbeiterbevölkerung hier zum Sklavenstand gehörte.“ Durch eine solche, nebenbei bemerkt in dieser Rüstung ganz unsinnige Behauptung, wird dem Schüler ein-

leuchtend klar gemacht, daß die antike Demokratie zwar „borsam“, sogar in dem sonst so vorbildlichen Griechenland, aber daß das nichts an der Verwerflichkeit ihrer heutigen Bestrebungen hindert. Staatsbürgerliche Bildung!

Das Bild wäre unvollständig, wenn man nicht die anderthalb Seiten Sozialisteneidologie, die naturgemäß nicht fehlen, etwas näher betrachtete. Unser Historiker fählt sich etwas schwach auf diesem Gebiete und zieht es deshalb vor, seine Darlegung, daß das sozialdemokratische Ziel ebenso irrig in seinen Voraussetzungen wie unmöglich in seiner Verwirklichung ist, durch ein 1/4 Seitenlanges Zitat von B. Sellwig in einer Anmerkung zu stützen. Andererseits aber fählt er das Bedürfnis, in seinem Werke auch eigene (?) Gedanken auf diesem Gebiete vorzutragen, und so stellt er denn fest, daß ehr- und gewinnfüchtige Streber die Lage bemüht haben, um die Massen zu unterwürfen, daß diese Bewegung in Deutschland einen bedrohlichen Charakter seit dem Auftreten des Schriftstellers Lassalle angenommen hat, und daß für die Sozialdemokratie die Mittel, ihre Ziele zu erreichen, die Wahlen und die Arbeitsanhände sind, „die einerseits die Kampflust der Massen und ihre Klassenbewußtheit heben, andererseits durch das Elend, das sie im Gefolge haben, Unzufriedenheit vermehren sollen“. Nun wissen wir wenigstens einmal von unbefangener Seite, warum Streiks unternommen werden; nämlich zu dem Zweck, daß sie verloren gehen! Denn nur dadurch läßt es sich erreichen, daß das Elend, das sie im Gefolge haben, die Unzufriedenheit der Massen vermehre!

Sollte man es für möglich halten, daß älteren Schülern einer höheren Schule ein derartiges Buch in die Hand gedrückt wird? Man kann es ebenso wenig lassen, wie daß ein solches Buch im 20. Jahrhundert von einem Gymnasialdirektor, der Geheimer Regierungsrat und Korrespondierendes Mitglied einer königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften war, verfaßt worden ist. Eingermahen verständlich wird das nur, wenn man sich die Bücher ansieht, aus denen zuweilen sogar die Studenten ihr Wissen beziehen. Wenn in einem an den Univeritäten bestempelten, allerdings nicht geschichtlichen, sondern literarhistorischen Werke eines angehenden Univeritätsprofessors von den philosophischen Überlegungen eines Historikers gesagt wird, „wir finden unter ihnen manche Perlen, wie den Satz, daß die Geschichte nur durch einzelne hervorragende Persönlichkeiten gemacht wird“, dann wird man über nichts mehr so leicht erstaunen. Wenn ein Gelehrter einen solchen Satz mit derartig naiver Nonchalance aus dem Kermel schüttelt, so wird man die geistigen Produkte seiner Schüler in ihren späteren für die Schule zurechtgemachten Werken erklärlich finden. Der eben zitierte Gelehrte sagt an einer anderen Stelle von dem Verhältnis eines reichen Gönners zu Dichtern seines Kreises: „Wie sich sein Einfluß auf sie äußerte, läßt sich im einzelnen nicht darlegen; denn das Korn, das auf dem Felde des Geistes keimt und wächst, ist in der Regel unsichtbar“; und so wenig wie in dem missglückten Wilde dieses für den „Simplizismus“ reifen Satzes eine Wahrheit sehen, so gern sind wir bereit anzuerkennen, daß auf dem Felde des Geistes, das jene Gelehrten beackern, höchstens Unkraut wächst, dagegen das Korn unsichtbar ist — und zwar nicht nur „in der Regel“.

E. Joseph.

Aus aller Welt.

Dreißig Jahre Gefängnis für einen Kuß.

Eine ungeheuerliche Barbarei der Justiz, die nur dann in milderem Lichte erscheinen kann, wenn man annimmt, daß die dabei beteiligten Richter ihrer Sinne nicht mächtig waren, wird aus Kalifornien gemeldet. Ein junger Neger namens Guyton hatte sich, von den Reizen einer weißen Söhne geblendet, verleiten lassen, das junge Mädchen zu umarmen und zu küssen. Bei einem Weihen wäre der Uebergang mit einigen Dollar Buße gelohnt worden, da es sich aber um einen Angehörigen der verhassten schwarzen Rasse handelte, wurde das „Verbrechen“ für so schwerwiegend erachtet, daß dem Obersten Gerichtshof in Los Angeles eine Strafe von dreißig Jahren Gefängnis als angemessen erdient.

Das wahnsinnige Urteil hat selbst unter den Weihen berechtigtes Ansehen erlangt. Es wird beabsichtigt, beim Präsidenten Wilson dahin zu wirken, daß das Urteil kassiert wird. Ebenso angebracht wäre es, die Richter wegen verbrecherischen Mißbrauchs ihres Amtes unter Anklage zu stellen. Der zehnte Teil der dem Neger zugeordneten Strafe würde sie für alle Zeit gründlich von ihrem Verfolgungswahn kurieren.

Strandung eines deutschen Dampfers.

Der Kieler Dampfer „Franziska“, der Sonnabend abend 10 Uhr den Hafen von Neufahrwasser, mit Stützgeräten und Holz nach Hamburg bestimmt, verlassen hatte, ist nach vierstündiger Fahrt an der Küstenlinie von Hela bei Danziger Heisterneß gestrandet. Die Rettungsmannschaft von Vuhiger Heisterneß rettete zwei Passagiere und sechs Mann der Besatzung. Der Kapitän und weitere vier Mann der Besatzung erklärten, an Bord bleiben zu wollen. Die Lage des Schiffes ist nicht ungefährlich, da der Sturm es sehr hoch auf den Strand gesetzt hat. Der Kapitän lehnte die Hilfe der herbeigeeilten Bergungsdampfer ab, da er erst Nachricht von seiner Reederei abwarten will.

Fliegerabsturz.

Bei einem Schauliegen in Basel stürzte am Sonntag nach mehreren gelungenen Flügen der schweizerische Flieger Porter aus beträchtlicher Höhe ab. Der Flieger wurde tot unter dem zertrümmerten Apparat hervorgezogen.

Bankier und Arbeiter.

Man schreibt uns aus Brüssel: Ein reicher Brüsseler Bankier, der kürzlich vorläufig zwei Menschen niedergelassen hat, um sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen, ersucht den Justizminister, das Gefängnis verlassen zu dürfen, um sein mit dem Tode ringendes Kind noch einmal zu sehen. Der Justizminister ist menschlich und gestattet dem Mörderhäftling die Reise nach Alost.

Ein junger Brüsseler Arbeiter befindet sich unter dem Verdacht, eine Kamingarnitur gestohlen zu haben, in Untersuchungshaft. Die alte Mutter liegt auf dem Sterbebette und der Sohn möchte sie noch einmal sehen. Die Wohnung ist eine Viertelstunde vom Gefängnislokal entfernt. Aber der Justizminister ist unmenlich und verweigert die Erlaubnis.

Es gibt nicht nur eine Klassenjustiz, sondern auch eine Klassenmenschlichkeit auf dieser Welt. Dem Bankier-Mörder wird eine kleine Reise gestattet, um sein Kind zu sehen, der eines Diebstahls verdächtige Arbeiter, der vielleicht

Verfahren um ein paar Frank entwendet hat, darf nicht ein paar Strohen weiter, um seiner sterbenden Mutter die Augen zuzubringen. Der Herr Justizminister, ist natürlich Mitglied der Christenpartei.

Eine Familientragödie.

In Laszowik bei Tarnowik (Oberschlesien) erschoff in der Nacht zum Sonntag ein Oberförster seine Ehefrau und seine beiden Kinder. Darauf richtete er die Waffe gegen sich selbst und belegte sich schwer. Das Motiv zu der traurigen Tat ist noch unbekannt.

Spiel und Sport.

Der Rasensport im Sommer.

Die Serienspiele der Fußballer nähern sich ihrem Ende. Dieses Spiel, das die Sportplätze in der rauhen Jahreszeit belebt, muß nun der Leichtathletik, dem volkstümlichen Turnen Platz machen. Die erste Veranstaltung war am Sonntag das Sportfest der 8. Männerabteilung des Turnvereins Nichte anlässlich des 20jährigen Bestehens der Abteilung.

Wer hätte vor 5 oder 6 Jahren in Turnervereinen geglaubt, daß sich dem Arbeiterturner jemals solche Entwicklungsmöglichkeiten bieten, daß sich ein so reges Interesse für dieses Betätigungsfeld herausbilden könnte. Der Zug der Zeit drängt hinaus aus den engen Wohnungen der Mietkellern der Großstadt, ins Freie, um die Lungen zu weiten, sich den dunstigen Fabrikräumen auf kurze Zeit zu entziehen. Die Leichtathletik gehört in hygienischer Beziehung neben dem Rudern und Wandern zu dem gesündesten Sport, denn die Bewegung in reiner Luft erfrischt Körper und Geist. Leider ist hierin der Großstadtjugend noch sehr wenig Gelegenheit gegeben. Die Sportplatzfrage ist noch ein wunder Punkt, sie findet in den Bebauungsplänen der Städte sowie durch die kapitalistische Ausbeutung des Grund und Bodens durch Privatgesellschaften und Behörden, speziell des Fiskus keinen Raum.

Das Geräteturnen in den Hallen, das volkstümliche Turnen und die turnerischen Spiele auf den Turnplätzen gegen der jugendlichen Beweglichkeit zu enge Grenzen. Die grünen Rasenflächen bieten mehr Bewegungsfreiheit, neue Rasenspiele, Fußball, Hockey und andere kam hinzu. Dem Drang der Jugend, sich im Wettkampf zu messen, wurde in weitem Maße in der Leichtathletik, unter Hinzuziehung der antiken Geräte der Sellenen, Diskus, Speerwerfen, Kugel, Steinstoßen und anderes, Rechnung getragen. Außer den sportlichen Geräten, den Stafetten, den Lang- und Kurzstreckenläufen, ist jetzt in neuerer Zeit von den Engländern der Geländelauf, Countrylauf von ihnen genannt, zu uns herübergekommen. Dieser Lauf, durch Wälder und Wälder führend, stärkt ungemein den Körper und ist durch das Abwechselnde im Charakter der Landschaft für Teilnehmer und Zuschauer anziehend.

Ein buntes Bild bietet sich am Start; leicht bekleidet harren hundert und noch mehr Käufer, um beim Zeichen des Startschusses über grüne Matten, durch Wälder mit ozonhaltiger Luft, über Gruben und Höhen dahinzuzweilen. Der Lauf ist solchen Personen, die zur Storpulenz neigen, sehr zu empfehlen; er stärkt die Bauchmuskulatur, wölbt die Brust und durch die Bewegung in ozonhaltiger Waldluft wird die Herz- und Lungenaktivität eine regere. Besser wie alle Medikamente und Marienbader Kuren. Die Leichtathletik ist deshalb ein Teil zur Hebung der Volksgeundheit.

Die 3. Männerabteilung des Turnvereins Nichte traf sich am Sonntag in einem Sportmeeting auf dem Gindriaplay in Neustoll mit der freien Turnerschaft Stettin, 1. Abteilung. Die erzielten Resultate sind folgende: 400 Meter Wäldchenlauf: Horn-Stettin 58³/₄ Sek. Hochsprung: Hüfner-Nichte und A. Schünke-Stettin 1,55 Meter. Diskuswurf: Schulze-Stettin 28,06 Meter. 100-Meter-Lauf: Horn-Stettin 12 Sek. Kugelstoßen links und rechts: Garbow-Stettin 17,75 Meter. 1000 Meter Wäldchenlauf: S. Schünke-Stettin 3 Min. 3¹/₂ Sek. Stafettenlauf 10 x 100 Meter: Nichte 3 2 Min. 10¹/₂ Sek. 8000 Meter Wäldchenlauf: Ludwig-Nichte 3 11 Min. 50¹/₂ Sek. Dreierprung: Garbow-Stettin 10,80 Meter. Klumpische Stafette: Stettin 4 Min. 20¹/₂ Sek. Hockey: Nichte 3 — Nichte 10 0:1. Fußball: Nichte 3 — Südstern 3:5. Die Veranstaltung war trotz des kalten, unbefriedigenden Wetters von rund 600 Zuschauern besucht.

Der Berliner Schwimmklub „Freiheit“ hielt am gestrigen Tage in der Badeanstalt Oderberger Straße bei vollbesetztem Hause sein diesjähriges Frühjahrschwimmfest ab. Besonderen Beifall fanden der Damenreigen, die Rettungsvorfahrungen und ganz besonders das exakt ausgeführte Gruppenspringen.

Fußball.

I. Mannschaften: Hansa-Johannisthal gegen Ballspielklub-Johannisthal 2:2; Nowawes gegen Schmargendorf 13:1 für Nowawes; Weihensee gegen Spandau 5:2; Nichte 17 gegen Vorwärts 1 6:0; Nichte 12 gegen Libertas, Nichte 12 nicht angetreten; Nichte 11 gegen Schöneberg 3:0; Charlottenburg gegen A. V. G. 2:2; V. f. B. gegen Alemannia 0:4; Nichtenberg gegen Jung-Stralau 0:5; Freie Sportvereingung gegen Stralau 2:14; Pankow gegen Adler 0:11; Nichte 16 gegen Nichte 5 4:2; Fortuna gegen Sperber 4:4; Necker gegen Froh und Frei 7:0; Hertha gegen Velten 4:1; Eiche gegen Waldmannslust 1:2. II. Mannschaften: Obersee II gegen S. f. B. III, Obersee kampflust gewonnen; V. f. B. gegen Alemannia 7:3; Vorwärts gegen Kummelberg 2:10; Nichte 16 gegen Nichte 17 1:5; Stralauer Volksspielklub gegen Neußölln-Weih 9:1; Nichte 9 gegen Eiche-Teigel 1:9; Nichtenberg gegen Nichte 7 0:3; Adler gegen Sportvereingung 10:1; A. V. G. gegen Charlottenburg 10:1; Hertha III gegen Nichte 8 III 1:3; Adler III gegen Nichte 12 III 1:6; Hertha II gegen Weihensee III 1:0. Fußball: Eiche-Teigel gegen Pankow 84:76; Velten gegen Schöndolz 54:48. Hockey: Nichte 10 gegen Nichte 12 8:1 für Nichte 10.

Radrennen im Sportpark Treptow.

Die Eröffnungsrennen am Sonntag konnten bei gutem Besuch abgehalten werden. In den drei Rennen der Klasse A erwies sich Jante als der beste Mann, der zwei Räufe gewann, während Stellbrint im dritten Lauf Sieger blieb. In eigentlichen Kampfen kam es nicht. Im Rennen der Klasse B zeigte sich Schulze von einer guten Seite, der im zweiten Lauf seinen Gegner überrundete. Im 10-Kilometer-Lauf siegte Pawke. Das einzige Fliegerrennen gewann Hoffmann. Nachstehend die Ergebnisse:

Dauerrennen der Klasse A. 10 Kilometer: 1. Jante, 8 Min. 45³/₄ Sek.; 2. Stellbrint, 180 Meter; 3. Pragerndel, 160 Meter. — 20 Kilometer: 1. Jante, 17 Min. 38¹/₂ Sek.; 2. Stellbrint, 160 Meter; 3. Pragerndel, 760 Meter. — 30 Kilometer: 1. Stellbrint, 3 Min. 35³/₄ Sek.; 2. Jante, 190 Meter; 3. Pragerndel, 5360 Meter.

Dauerrennen der Klasse B. 1. Lauf (10 Kilometer): 1. Otto Pawke, 9 Min. 10¹/₂ Sek.; 2. Schrimmer, 150 Meter; 3. Schulze, 190 Meter; 4. Jente, 1710 Meter. — 2. Lauf (20 Kilometer): 1. Schulze, 17 Min. 45³/₄ Sek.; 2. Pawke, 180 Meter; 3. Schrimmer, 480 Meter; 4. Jente, 2670 Meter.

Prämienfahren. 1. Hoffmann, 2. Wendelbacher, 3. Schmittchen.